

Falko Brinner Michael Storck

Vom Feindbild zur Armee der Einheit : die Bundeswehr der Einheit aus der persönlichen Sicht von zwei betroffenen Soldaten

Rostock: Universität Rostock, Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften, 1998

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1818777665>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

Rostocker Informationen zu Politik und Verwaltung
Heft 10

Vom Feindbild zur Armee der Einheit

**Die Bundeswehr der Einheit
aus der persönlichen Sicht von
zwei betroffenen Soldaten**

von

Falko Brinner und Michael Storck



UNIVERSITÄT ROSTOCK

Vom Feindbild zur Armee der Einheit

Die Bundeswehr der Einheit aus der persönlichen Sicht von zwei betroffenen Soldaten

von

Falko Brinner und Michael Storck

Universität Rostock

Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften

1998

HERAUSGEBER: Universität Rostock, Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften

REDAKTION: Prof. Dr. Yves Bizeul
Prof. Dr. Nikolaus Werz

LEKTORAT: Autorenkorrektur

HERSTELLUNG DER DRUCKVORLAGE: Dr. Peter Birle

ZITAT KURZTITEL: Brinner, Falko:
Vom Feindbild zur Armee der Einheit : Die Bundeswehr
der Einheit aus der persönlichen Sicht von zwei
betroffenen Soldaten / von Falko Brinner u. Michael
Storck. - Rostock : Univ., Inst. für Politik- und
Verwaltungswissenschaften, 1998. - 38 S. - (Rostocker
Informationen zu Politik und Verwaltung ; 10)

ISSN 0947-3025

© Universität Rostock, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, 18051 Rostock.
Jede Form der Weitergabe oder Vervielfältigung bedarf der Genehmigung des Herausgebers.

BEZUGSMÖGLICHKEITEN: Universität Rostock
Universitätsbibliothek, Schriftentausch, 18051 Rostock

Universität Rostock
Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften
18051 Rostock

Tel. (0381) 498 3327 Fax (0381) 498 3328

DRUCK: Universitätsdruckerei Rostock 768/00 (unveränd. Nachdruck)

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort

Die Vereinigung zweier deutscher Armeen, der Bundeswehr und der Nationalen Volksarmee (NVA), ist ein in der neueren Geschichte einmaliger Vorgang. Zwei fast getrennt und parallel entwickelte Militärverbände wurden in relativ kurzer Zeit – wenn auch in unterschiedlichem Umfang – abgerüstet, ohne daß es zu größeren Konflikten kam. Um die Tragweite dieser Entscheidung zu verdeutlichen, seien einige Passagen aus dem Befehl des Ministeriums für Abrüstung und Verteidigung (MAV) vom 21. September 1990 zitiert:

Seite

- | | |
|--------------------------|----|
| 1. Vorwort | 5 |
| 2. Erfahrungsberichte | 9 |
| 3. Fragen und Diskussion | 22 |

„Am 2. Oktober 1990 abends, haben die Wachen und Tagesdienste in Uniform der Bundeswehr aufzuziehen.“ Schließlich:

„Am 2. Oktober 1990, 24.00 Uhr, endet die Befehlsgewalt der zentralen Führung der Nationalen Volksarmee und geht ab 3. Oktober 1990, 00.00 Uhr an den Bundesminister für Verteidigung über.“

Es hört sich vergleichsweise trocken an, aber vor dem Hintergrund der deutschen Teilung bedeutete dieser Symbolhaushalt eine Menge, er dürfte an den daran Beteiligten sicherlich nicht spurlos vorbeigegangen sein. Nur einige Zahlen seien genannt: Die rasche Einheit war in dem Zwei-plus-Vier-Vertrag u.a. mit dem Versprechen erkauf worden, die Endstärke der neuen Bundeswehr bis Ende 1994 auf 370.000 Mann zu reduzieren. Der Löwenanteil (92%) entfiel dabei auf die NVA. Die Bundeswehr übernahm 11.800 von 175.000 Soldaten, darunter 3.000 vorwiegend junge Offiziere als Zeit- und Berufssoldaten. Die Bundeswehrverwaltung übernahm weitere 1.650 NVA-Soldaten als Zivilbedienstete.² Von den rund 50.000 Berufssoldaten der NVA wurden 34.600 entlassen, darunter 24.000 auf eigenen Wunsch.

Unabhängig von diesen Zahlen gilt, vor allem wenn wir das vorhinige Reduktionsversprechen betrachten, die Vereinigung der beiden deutschen Armeen nicht weniger Antwort als „beispielhaft“. Der Schriftsteller Peter Schneider, bis dahin in der alten Bundesrepublik als ein 68er und nicht gerade als Liebhaber des Militärs bekannt, bezeichnete 1994, in einem

² Zitiert nach Wolfgang Götlich: Der Prozeß der deutsch-deutschen militärischen Vereinigung als der Sicht eines Brigadekommandeurs in den neuen Bundesländern – Versuch einer ersten Bewertung, in: Paul Klein/Rolf P. Ziemann (Hrsg.): Beispielhaft? Eine Zwischenbilanz zur Eingliederung der Nationalen Volksarmee in die Bundeswehr, Baden-Baden 1993, S. 21–25, hier S. 24.

Vgl. Bernhard Streckenbach: Nicht alles ist zusammengefallen, was zusammengefallen ist: Truppenangehörige/Weltraumfahrt 1990, S. 62–67, hier S. 66.

1. Vorwort

Die Vereinigung zweier deutscher Armeen, der Bundeswehr und der Nationalen Volksarmee (NVA), ist ein in der neueren Geschichte einmaliger Vorgang. Zwei hochgerüstete und personalstarke Militärverbände wurden in relativ kurzer Zeit - wenn auch in unterschiedlichem Umfang - abgerüstet, ohne daß es zu größeren Konflikten kam. Um die Tragweite dieser Entscheidung zu verdeutlichen, seien einige Passagen aus dem Befehl des Ministeriums für Abrüstung und Verteidigung (MfAV) vom 21. September 1990 zitiert:

„Am 2. Oktober 1990 sind in allen Führungsorganen, Truppenteilen, Einheiten und Einrichtungen Appelle durchzuführen, auf denen eingedenk der historischen Veränderungen die in Verbindung mit den Traditionen der Nationalen Volksarmee stehende Symbolik zu verabschieden ist. Die Truppenfahnen, Fahنشleifen, Urkunden zu Namensverleihung und Kasemenschilder sind unter Beachtung von Sicherheitsbestimmungen bis zum 20. Oktober 1990 nachweislich an das Militärgeschichtliche Museum (Dresden) zu übergeben.“
Und weiter:

„Am 2. Oktober 1990 abends, haben die Wachen und Tagesdienste in Uniform der Bundeswehr aufzuziehen.“ Schließlich:

„Am 2. Oktober 1990, 24.00 Uhr, endet die Befehlsgewalt der zentralen Führung der Nationalen Volksarmee und geht ab 3. Oktober 1990, 00.00 Uhr an den Bundesminister für Verteidigung über.“¹

Es hört sich vergleichsweise trocken an, aber vor dem Hintergrund der deutschen Teilung bedeutete dieser Symboltausch eine Menge, er dürfte an den daran Beteiligten sicherlich nicht spurlos vorbeigegangen sein. Nur einige Zahlen seien genannt: Die rasche Einheit war in dem Zwei-plus-Vier-Vertrag u.a. mit dem Versprechen erkaufte worden, die Endstärke der neuen Bundeswehr bis Ende 1994 auf 370.000 Mann zu reduzieren. Der Löwenanteil (92%) entfiel dabei auf die NVA. Die Bundeswehr übernahm 11.800 von 175.000 Soldaten, darunter 3.000 vorwiegend junge Offiziere als Zeit- und Berufssoldaten. Die Bundeswehrverwaltung übernahm weitere 1.650 NVA-Soldaten als Zivilbedienstete.² Von den rund 50.000 Berufssoldaten der NVA wurden 35.600 entlassen, darunter 24.000 auf eigenen Wunsch.

Unabhängig von diesen Zahlen gilt, vor allem wenn wir das vorherige Bedrohungspotential betrachten, die Vereinigung der beiden deutschen Armeen nicht wenigen Autoren als „beispielhaft“. Der Schriftsteller Peter Schneider, bis dahin in der alten Bundesrepublik als ein 68er und nicht gerade als Liebhaber des Militärs bekannt, bezeichnete 1994 in einem

¹ Zitiert nach: Wolfgang Gülich: Der Prozeß der deutsch-deutschen militärischen Vereinigung aus der Sicht eines Brigadekommandeurs in den neuen Bundesländern - Versuch einer ersten Bewertung, in: Paul Klein/Rolf P. Zimmermann (Hrsg.): Beispielhaft? Eine Zwischenbilanz zur Eingliederung der Nationalen Volksarmee in die Bundeswehr, Baden-Baden 1993, S. 21-35, hier S. 21.

² Vgl. Bernhard Fleckenstein: Nicht alles ist zusammengewachsen, was zusammengehört, in: Truppenpraxis/Wehrausbildung 1/1997, S. 62-67, hier S. 66.

SPIEGEL-Essay die Auflösung der NVA als „eine Meisterleistung der Vereinigung“.³ Auch in der Literatur über diese „unerhörte Begebenheit“ überwiegen unter dem Strich die positiven Töne. Zum Ansehen der „neuen“ Bundeswehr hat nicht zuletzt der weltweit beachtete Hochwassereinsatz im Oderbruch 1997 beigetragen.

In diesem Zusammenhang kann die Literatur zum Thema nur kurz behandelt werden.⁴ Zu erwähnen sind einmal Veröffentlichungen von Militärs, die selbst in führender Position an diesem Prozeß beteiligt waren. So hat der letzte uniformierte Befehlshaber der Streitkräfte der DDR, Admiral a.D. Theodor Hoffmann, diesen Vorgang in einem Buch mit dem Titel „Das letzte Kommando“ beschrieben.⁵ Jörg Schönbohm, vom 3. Oktober 1990 bis 30. Juni 1991 Befehlshaber des Bundeswehrkommandos Ost, hat seinerseits die Auflösung der alten Verbände und den Aufbau der Strukturen der Bundeswehr in dem Buch „Zwei Armeen und ein Vaterland“ geschildert.⁶

Aus der Sicht der Bürgerbewegung hat Werner E. Ablaß, der an der Überführung der NVA in die Bundeswehr beteiligt war, seine Erfahrungen während des Übergangsprozesses in dem Buch „Zapfenstreich“ niedergelegt.⁷

Hans-Hermann Hertle hat in „Der Fall der Mauer aus der Sicht der NVA und der Grenztruppen der DDR“ die aufregenden Ereignisse um den 9. November 1989 ausgehend von einem Gespräch mit drei Generälen zusammengefaßt.⁸ Die Dissertation von Jürgen Kowalczyk behandelt „Rechtliche Aspekte der Zusammenführung von Bundeswehr und Nationaler Volksarmee“.⁹

Nach 1990 ist es möglich geworden, die Rolle der NVA in der DDR neu und umfassend auf der Basis von nun zugänglichem Archivmaterial zu erforschen. Ein Beispiel dafür ist „Die NVA und der Prager Frühling 1968“ von Rüdiger Wenzke, der die Rolle der DDR-Streitkräfte bei der Niederschlagung der tschechoslowakischen Reformbewegung schildert.¹⁰ Eine umfangreiche Arbeit im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes behandelt unter dem Titel

³ Peter Schneider: Die neuen Kameraden. Eine Meisterleistung der Vereinigung: Wie die NVA aufgelöst wurde, in: Der Spiegel, Nr. 24/1994, S. 74-89.

⁴ Zur Einführung siehe: Rolf Clement: Art. „Bundeswehr“, in: Werner Weidenfeld/Karl-Rudolf Korte (Hrsg.), Handbuch zur deutschen Einheit, aktualisierte Neuauflage, Bonn 1996, S. 95-105; Dieter Farwick (Hrsg.): Ein Staat - eine Armee. Von der NVA zur Bundeswehr, Frankfurt am Main 1992; Hans von der Kirchbach (Hrsg.): Abenteuer Einheit. Zum Aufbau der Bundeswehr in den neuen Ländern, Frankfurt am Main 1992.

⁵ Theodor Hoffmann: Das letzte Kommando. Ein Minister erinnert sich, Herford 1993.

⁶ Jörg Schönbohm: Zwei Armeen und ein Vaterland: Das Ende der nationalen Volksarmee, Berlin 1992.

⁷ Werner E. Ablaß: Zapfenstreich. Von der NVA zur Bundeswehr, Düsseldorf 1992.

⁸ Hans-Hermann Hertle: Der Fall der Mauer aus der Sicht der NVA und der Grenztruppen der DDR. Gespräch mit den Generälen Klaus-Dieter Baumgarten, Joachim Goldbach und Fritz Streletz, Berlin 1995 (Berliner Arbeitshefte und Berichte zur Sozialwissenschaftlichen Forschung, Nr. 99).

⁹ Jürgen Kowalczyk: Rechtliche Aspekte der Zusammenführung von Bundeswehr und Nationaler Volksarmee. Eine Bestandsaufnahme nach fünf Jahren Deutscher Einheit, Frankfurt am Main 1996.

¹⁰ Rüdiger Wenzke: Die NVA und der Prager Frühling 1968, Berlin 1995.

„Vom Kalten Krieg zur deutschen Einheit“ die insgesamt nahezu friedlich verlaufene deutsche Militärgeschichte von 1945 bis 1995.¹¹

Als Gründe für den gleitenden Übergang von der NVA zur Bundeswehr werden u.a. die Orientierung an gleichbleibenden formalmilitärischen Strukturen und die offenbar nur geringe Tragweite der politischen Erziehung in der NVA genannt.¹²

In Mecklenburg-Vorpommern ist die Bundeswehr auch nach 1990 der größte Arbeitgeber. Neben dieser arbeitsmarktpolitischen Bedeutung sind für uns als Politik- und Sozialwissenschaftler insbesondere die Aufgaben der Bundeswehr im Bereich der politischen Bildung von großem Interesse, gerade in einer Zeit, in der Angehörige unserer Armee wiederholt für negative Schlagzeilen gesorgt haben. Beide Referenten - einer aus der alten Bundeswehr und einer aus der ehemaligen NVA - waren nicht nur direkt am Transformationsprozeß der Streitkräfte beteiligt, sie haben sich auch in den vergangenen Jahren mit großem Einsatz dem Thema politische Bildung und innere Führung gewidmet. Umso wertvoller war es für uns als Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften, daß beide dazu bereit waren, in einer im Juni 1998 durchgeführten Veranstaltung noch einmal ihre Sicht der damaligen Ereignisse Revue passieren zu lassen und die seitdem gemachten Erfahrungen zu schildern. Die Referenten werden sich im Verlauf ihrer Beiträge jeweils selbst kurz vorstellen. Mein Dank gilt Flottenarzt Dr. Michael Storck und Kapitänleutnant Falko Brinner für ihre freimütigen Vorträge sowie Dr. Peter Birle, der die Tonbandaufnahme der Veranstaltung transkribiert und überarbeitet hat.

Nikolaus Werz

¹¹ Bruno Thoß (Hrsg.): Vom Kalten Krieg zur deutschen Einheit. Analysen und Zeitzeugenberichte zur deutschen Militärgeschichte 1945 bis 1995, München 1995.

¹² Vgl. Frank Ganseuer: Das lautlose Ende einer Armee - Thesen zum Selbstverlust, in: Truppenpraxis/Wehrausbildung 7-8/1997, S. 488-493, hier S. 493.

2. Erfahrungsberichte

Flottenarzt Dr. Michael Storck (Kommandeur der Marine, Sanitätsabschnitt Ost): Ich wurde 1954 in Westfalen geboren. Meine Jugendzeit war geprägt durch die beginnende Studentenrevolte Ende der 60er Jahre. Sie machte sich an den Universitäten, an denen ich dann selbst 1972 zu studieren begann, deutlich bemerkbar. Ähnlich stark war der politische Umschwung, der in der Bundesrepublik-West damals durch den Wechsel zu einer SPD-FDP-Regierung mit einem sehr populären Bundeskanzler Willy Brandt eintrat. Viele Gesetze und rechtliche Bestimmungen wurden reformiert, von denen die Veränderung der Beziehungen zur DDR mitsamt den sogenannten Ostverträgen wohl das ist, was Sie, wenn Sie aus den neuen Bundesländern kommen, am ehesten erinnern. Nach dem Abitur entschied ich mich, Medizin zu studieren und zur Bundeswehr zu gehen, zur Marine. Ich habe Vorfahren, die schon im vorigen Jahrhundert bei der Marine waren, und wollte zudem etwas von der Welt sehen. Ich habe in Bochum und Münster studiert, war dann 1979 zunächst als Stabsarzt am Bundeswehrkrankenhaus in Hamburg, dann bei der Marine Truppenarzt an verschiedenen Landeinrichtungen. Nach der Rückkehr von einem einjährigen Aufenthalt an einer amerikanischen Marineklinik in Washington D.C., die auch als Universitätskrankenhaus dient, habe ich weiter als Truppenarzt und gleichzeitig als Leiter einer solchen Einrichtung gearbeitet. Staffelführer nennt man das in der Marine. Nach einer Tätigkeit als Gutachter im Personalbereich kam ich zur Flotte, wo ich bis Ende 1990 tätig war.

Von den Vorgängen im Oktober/November 1989 erfuhr ich in See. Wir hielten uns mit einem Schnellbootverband vor der norwegischen Küste auf. Ab und zu, wenn wir nahe genug an der Küste waren, konnten wir abends mit sehr vielen Störungen an Bord das Fernsehen empfangen, natürlich ohne den Ton zu verstehen. Wir sahen die Bilder von der Öffnung der Mauer, und uns erschien dies geradezu surrealistisch, denn wir wurden ja nach wie vor von Schiffen des Warschauer Paktes beschattet. In den Jahren zuvor hatte es mehrfach sehr brenzlige Situationen in See gegeben. Zweimal wurden Schiffe gerammt. Ich lasse die Schuldfrage dahingestellt, jedenfalls kam einmal ein Soldat bei einer solchen Aktion zu Tode. Einmal schoß polnisches Militär bei einer Übung irrtümlich auf ein Schiff unserer Schnellbootflotte. Die dabei durch Splitter verwundeten Soldaten waren ein erhebliches medizinisches Problem. Aufgrund solcher persönlichen Erfahrungen war die Situation in der Zeit des politischen Umbruchs unsererseits zunächst von einer gehörigen Portion Skepsis gekennzeichnet.

Als sich dann die politische Zusammenführung der Systeme über die Vorverhandlungen zur Währungsunion und die Verhandlungen zur Wiedervereinigung abzeichnete, wurde ich gefragt,

ob ich bereit sei, im Zuge der Wiedervereinigung zur Umstrukturierung des Sanitätswesens nach Rostock zu gehen. So kam ich dann im Januar 1991 hierher.

Kapitänleutnant Falko Brinner: Geboren wurde ich im tiefsten Sozialismus, 1961 bei Leipzig. Ich durchlief die obligatorische Schulausbildung, legte 1980 nach 12 Jahren das Abitur ab und trat in die bewaffneten Organe ein. Ich nutzte die Möglichkeit, eine einjährige Facharbeiterausbildung zum Installateur zu durchlaufen und einen entsprechenden Abschluß zu machen. Von 1981 bis 1984 wurde ich an die Offiziershochschule der Landstreitkräfte nach Zittau geschickt und dort in der Fachrichtung medizinische Sicherstellung zum Offizier für rückwärtige Dienste ausgebildet. Dort kam ich zum ersten Mal mit den medizinischen Diensten in Berührung, absolvierte nebenbei einen Hochschulabschluß als Ingenieurökonom, und wurde dann als Leutnant nach Dranske zur sechsten Flottille geschickt. Dort war ich von 1984 bis 1991 in einem Flottillenlazarett tätig. 1991 erhielt ich die Möglichkeit, in den Sanitätsdienst der Bundeswehr übernommen zu werden, zunächst als auf zwei Jahre befristeter Zeitsoldat. Danach kam ich zu einem Einsatz nach Rostock im Stab meines heutigen Chefs, des Leitenden Sanitätsoffiziers Ost, und war dort als Verwaltungsoffizier im Sanitätsdienst tätig. 1993 hatte ich dann das Glück, Berufssoldat in der Bundeswehr zu werden, und hatte damit zumindest in materieller Hinsicht erstmal ausgesorgt.

Zu meiner beruflichen Entwicklung möchte folgendes sagen: Ich komme aus einfachen Verhältnissen, war drittes Kind einer Arbeiterfamilie, und hatte mich frühzeitig bei den Streitkräften beworben, ungefähr mit 14 Jahren. Dies geschah aus Interesse und auch aus Gründen, die in der Familie lagen. Mein Bruder war ebenfalls Offizier, mein Großvater diente als U-Boot-Fahrer bei der ehemaligen Kriegsmarine, und irgendwie hat mich das fasziniert. Daher entschied ich mich frühzeitig für eine Laufbahn in der NVA und bereitete mich entsprechend darauf vor. Wenn man sich einmal dazu entschlossen hatte, Berufsoffizier in der NVA zu werden, durchlief man eine typische Förderung und Entwicklung. Offiziersbewerber wurden gebraucht, und nur wenige hatten Interesse an diesem Beruf. Rückblickend muß ich sagen, daß ich eine solide militärfachliche und ökonomische Ausbildung erhielt, sowie natürlich bei der NVA eine entsprechende politische Erziehung, die auch ein Schwerpunkt der Ausbildung war. Diese politische Erziehung stand immer in einem Spannungsfeld zwischen den Vorgaben und Richtlinien an der Offiziershochschule, den Vorgaben und Denkmustern, die in den Unterlagen standen, und einer eigenen kritischen Bewertung des Umfeldes, in dem man lebte. Da mein Vater als Gewerkschafter politisch engagiert war, kam ich an Informationen heran, die eigentlich im Widerspruch zu dem standen, was ich in der Schule und auch an der Offiziershochschule lernte.

Ich wollte einen interessanten Beruf ausüben und, wie man so schön sagt, einen Beitrag leisten, das Land zu sichern und den Frieden zu erhalten. Es galt, zumindest wurde uns dies immer so dargestellt, den Gegner und Klassenfeind, die Bundeswehr im Verbund mit der NATO, durch hohe Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft in die Schranken zu weisen. Davon waren schätzungsweise 80 Prozent der Offiziere, die eine entsprechende Ausbildung durchlaufen hatten, überzeugt. Das ist einem in Fleisch und Blut übergegangen, und vielleicht konnte man das ja auch damals nicht anders beurteilen, wenn man diese Entwicklung durchlebt hatte.

Dr. Storck: Unser Alltag in der Marine zum Zeitpunkt der Wende war von einer hohen Belastung durch die Seefahrtszeiten geprägt. Ich selbst habe 1988/89 in 18 Monaten als Angehöriger eines höheren Stabes, der ja eigentlich nicht zu irgendwelchen Besatzungen gehörte, 110 Seetage absolviert, die Geschwaderbesatzungen in der Regel 130 bis 140 Seetage. Wir fuhren mit den Schnellbooten, also relativ kleinen Einheiten, nach Schweden, nach Gotland hoch, das ja damals noch sehr neutral war. Eine charakteristische Szene möchte ich Ihnen nicht vorenthalten: Empfang durch den Chef des schwedischen Militärbezirkes Gotland am ersten Abend im Hafen. Über das Glas zur Begrüßung blickte er uns ganz fest in die Pupillen und sagte: Das Königreich Schweden wird seine Neutralität gegen jedermann, aber auch wirklich gegen jedermann, verteidigen! Wir fuhren nach Norwegen, nach England, in die Niederlande, nach Belgien und nach Frankreich. Frankreich war sehr beliebt, weil wir dann weiter in den Süden kamen, und da waren die Witterungsumstände entsprechend angenehmer.

Zum anderen war die Zeit gekennzeichnet durch die Problematik der Dienstzeitbelastung und des Freizeitausgleichs. Wir hatten schon seit Jahren, auch vor der Wende, das Problem, daß die Leute, wenn wir im Hafen vor Anker lagen, mehr oder weniger massiv ein unbeeinträchtigtes Wochenende einforderten. Das führte dazu, daß wir in unserem Geschwader damals ein Punktesystem hatten, wo durch eine bestimmte Anzahl von Seetagen oder Diensten Punkte erworben wurden. Wenn man genügend Punkte gesammelt hatte, bekam man einen Freitag und gegebenenfalls noch einen Montag frei, so daß die Leute dadurch lange Wochenenden hatten. Schon 1988 fingen wir an, die Kampfbereitschaft eines Geschwaders, die sich damals ohnehin nur noch in zwei Wachbooten (von insgesamt zehn) konkretisierte, herunterzufahren auf eine halbe Wachbootsbesatzung. Der schiffstechnische Bootsmann bekam einen großen Schlüssel, mit dem er dann am Wochenende über die anderen neun Boote, die an der Pier lagen, ging, um aufzupassen, daß technisch nichts passierte. So etwa sah das Alltagsleben aus. Ansonsten hatten wir das Bundeswehr-West typische Maß an Administration und Papierkram, und da war die Bundeswehr ein typisches Kind einer langen Friedensepoche, in der die Verwaltung immer sehr stark ausufert.

Als es dann hieß, gen Rostock zu ziehen, standen wir dem zunächst sehr skeptisch und kritisch gegenüber. Die Marine hat sich als einziger Bereich Gedanken über die entsprechenden Probleme gemacht. Im September 1990 organisierte sie ein zehntätiges Seminar in Wilhelmshaven, wo man Informationen zum Ablauf der Wende erhielt, aber auch zur Vorgeschichte und zur Struktur der Volksmarine. Weil wir nicht wußten, ob alles reibungslos funktionieren und wie hier vor Ort die Stimmung sein würde, stationierte die Marine für einige Tage vor den drei größten Häfen der Volksmarine jeweils ein Schnellboot oder einen Minensucher. Im Falle eines Falles hätte dies dazu gedient, die sehr kleine Führungsgruppe, die ja erst am dritten Oktober hierherkam, zu evakuieren, wenn die Situation umgeschlagen wäre. Wir waren uns also durchaus nicht sicher, daß alles friedlich und ohne Probleme ablaufen würde. Nur damit Sie sich die Größenordnung vorstellen können: die Kommandeur- und Beratergruppe, so hieß das, die hier im Kommando der Volksmarine in Rostock war, umfaßte zunächst nur 15 Mann, dazu kamen noch acht oder neun Leute in Warnemünde bei der Flottille. Demgegenüber verfügte die Volksmarine damals am Standort Rostock noch über einen Gesamtpersonalbestand von über viertausend Leuten.

Kapitänleutnant Brinner: Zum Alltag in den Streitkräften der NVA, in der Volksmarine: Ich wurde damals als Offizier für medizinische Sicherstellung in einem Flottillenlazarett als Organisationsoffizier eingesetzt, verantwortlich für die Arbeit und Einsatzbereitschaft dieser medizinischen Einrichtung. Ein Flottillenlazarett läßt sich vergleichen mit einem Standort-Sanitätszentrum der Bundeswehr, vielleicht mit mehr Möglichkeiten, auch fachlich zu arbeiten. Diese Tätigkeit fand aber nicht nur unter den sogenannten Garnisons- oder Friedensbedingungen statt, sondern war maßgeblich auch auf den feldmäßigen Einsatz ausgelegt. Einerseits mußten wir die friedensmäßige Versorgung der Soldaten gewährleisten, andererseits waren wir - und darauf wies uns unser Kommandeur regelmäßig hin - eine Gefechtseinheit. Diese Doppelbelastung forderte uns ein Ausmaß an Leistungen ab, das mit heutigen Augen gesehen gar nicht mehr so richtig nachvollziehbar ist. Meine Arbeitswoche belief sich auf etwa 60 bis 70 Stunden. Da ich aber ein Spezialist in verschiedenen Bereichen war, beispielsweise für das Röntgen, mußte ich im Grunde genommen rund um die Uhr einsetzbar sein. Unsere Zivilbeschäftigten wurden nur in der Tagesdienstzeit von zehn bis sechzehn Uhr geholt, alles was darüber hinaus anfiel, hatten wir abzudecken, egal ob an Weihnachten oder Silvester oder in der Urlaubszeit. Wir haben nicht nur die Soldaten verpflegt, sondern auch die Zivilangestellten, die Familien einschließlich der Kinder. Unser Personal bestand damals aus etwa zwanzig Personen. Sechs Ärzte, zehn zivile Schwestern, drei bis vier Soldaten. Zum Vergleich: In einem Standortsanitätszentrum der Bundeswehr mit einem Betreuungsumfang von dreieinhalbtausend

Personen verfügen wir heute über schätzungsweise 50 bis 60 Soldaten. Damals waren wie mit den Ärzten und den Zivilpersonalschwestern zusammen zwanzig.

Die Arbeit im Flottillenlazarett und im feldmäßigen Einsatz stellte eine Dauerbelastung dar. Es wurde sehr viel geübt. Als Offizier hatte man eine hohe persönliche Verantwortung für die Einsatzbereitschaft der Truppe. Der Zwang und Druck zur Pflichterfüllung führte zu einer großen psychischen und physischen Belastung. Dieser Anspannung waren viele von uns Offizieren nicht gewachsen. Alkoholkonsum, Suizidversuche, kaputte Familien und ähnliches waren die Folge. Wenn man in irgendeinem Bereich nicht einsatzbereit war, wenn ein Geschütz oder Boot nicht einsatzklar war, wurde man gemäßregelt. Bei Versagen kam es zu einer doppelten Bestrafung: einmal disziplinar und einmal durch die Partei, mit einer öffentlichen Demütigung vor den Kameraden. Das wollte natürlich niemand, und das erzeugte einen ungeheuren Druck.

Die Gefechtsbereitschaft lag bei 80 Prozent. Man muß jetzt vergleichen, wie die Gefechtsbereitschaft in der Bundeswehr zum damaligen Zeitpunkt aussah. Ich spreche von den achtziger Jahren, dem Zeitraum 1984 bis 1991. Während man, wie wir gehört haben, in der Bundeswehr am Wochenende den Schlüssel abgab, lagen wir bis zu den Zähnen bewaffnet im Dreck und verteidigten die Grenze. Heute muß man fragen, warum haben wir das gemacht, und warum haben wir es nicht besser gewußt? Dazu komme ich später. Eine Gefechtsbereitschaft von 80 Prozent, das bedeutete Anwesenheit im Standort. Für bestimmte einsatzwichtige Personen konnte sich der Standort durchaus auf die Ortschaft beschränken, auf Dranske selbst. Beispielsweise mußte man innerhalb von 45 Minuten mit seiner Einheit im Grünen sein, im Grünen, d.h. außerhalb der Liegenschaft, im Gelände oder besser gesagt den Stützpunkt verlassen haben. Dies umfaßte den Weg zur Arbeit, die Aktivierung der Soldaten und das Aufmunitionieren der Leute, das Aufladen und das Verpacken des Sanitätsmaterials. Dann hieß es, mit fliegenden Fahnen das Objekt zu verlassen, alles in allem in 45 Minuten. Der Anmarschweg zwischen Dranske und dem Stützpunkt betrug immerhin zwei bis vier Kilometer. Insofern spielte sich alles ständig im Laufschrift ab, was allein schon eine ungeheure Belastung darstellte. Das wurde sehr oft geübt, so lange, bis es reibungslos klappte. Vorher gab es keinen Urlaub, keinen Ausgang oder sonst irgend etwas. Die Anwesenheit wurde über Wochen, über Monate und über Jahre aufrechterhalten, mit kurzen Unterbrechungen für Zeiten des Erholungs- oder Jahresurlaubes. Das muß man sich vor Augen halten, denn noch heute wirft man uns manchmal vor, wir hätten viele Privilegien genossen. Damit ich einen meiner Soldaten mal übers Wochenende nach Hause schicken konnte, mußte ich als Offizier selbst Anwesenheit schieben oder die Gefechtstechnik, d.h. unsere Kfz als Zweit- oder Drittfahrer besetzen. Im Vergleich zu heute waren das wirklich völlig andere Zeiten.

Dieser militärische Alltag war für uns Normalität, mit entsprechenden Auswirkungen auf Familie, Freunde und Bekannte. Es ergab sich eine mehr oder weniger automatische Abgrenzung nach außen, vor allem gegenüber dem zivilen Bereich. Rückblickend kann man wohl sagen, daß für uns dadurch auch eine Oase der Ahnungslosen entstand. Die Abgrenzung war staatlich gewollt, sie war geplant, und sie war systemerhaltend. Und wenn es das in vielen Bereichen nicht gegeben hätte, wenn die Leute nicht unter Druck und Dampf gestanden hätten, dann hätten sie vielleicht schon früher aufgemuckt. Die Abschottung führte zu einem Eigenleben in der militärischen Gemeinschaft. Auf der einen Seite stand die Gleichbehandlung, die zusammenschweißt, denn der Soldat, ob er nun Wehrpflichtiger war oder Zeitsoldat oder Berufssoldat oder Offizier, war ähnlichen Bedingungen unterworfen. Sie waren isoliert und auch in den Köpfen weit entfernt von der Entwicklung im eigenen Land. Die Bevölkerung wußte wenig von uns, und wir wußten sehr wenig von dem Volk, das wir verteidigen sollten. Über den militärischen Alltag verloren wir die Sicht für die Realität. Zwar registrierten wir zunehmende wirtschaftliche Schwierigkeiten, die gab es aber eigentlich immer. Die bedingte Massenflucht registrierten wir ebenfalls, verstanden haben wir allerdings nicht so richtig, warum diese Menschen das taten. Wir haben weder an ein Ende unseres Landes geglaubt noch ein solches herbeigewünscht.

Dr. Storck: Im Januar 1991 kam ich hier an. Bis zu diesem Zeitpunkt funktionierte die medizinische Versorgung der Marine noch nach den Konzepten und in den Organisationsformen der NVA. Das änderte sich zum 1. Januar insofern, als damit das Krankenversicherungsrecht West auf die neuen Bundesländer übertragen wurde. Damit standen die Frage des Krankenscheins für Zivilangestellte sowie die kassenärztliche Versorgung zur Debatte. Beispielsweise gab es damals in Dranske noch keinen niedergelassenen Arzt, so daß ich mich als erstes nicht mit militärischen Dingen beschäftigt habe, sondern mit der Familienangehörigen- und Ehemaligenversorgung, solange, bis es uns gelungen ist, nach harten Kämpfen eine sogenannte Institutsermächtigung zu bekommen. Dabei handelte es sich um die für die Polikliniken gedachte Erlaubnis, gegen Annahme von Krankenscheinen Patienten zu behandeln. Nur dadurch war es uns überhaupt möglich, den Leuten weiterhin eine ärztliche Versorgung zu bieten. Widerstand dagegen kam von der Kassenärztlichen Vereinigung, die sich gerade in Schwerin konstituiert hatte. Die nahmen an, wir würden das Geld als Nebenverdienst in die eigene Tasche stecken, was natürlich nicht der Fall war. Die Institutsermächtigung führte dazu, daß der Bundesfinanzminister von den Krankenkassen die entsprechenden Ausgleichszahlungen kassierte. Nicht einmal der Verteidigungsminister erhielt für die verausgabten Leistungen und Medikamente ei-

ne Gegenrechnung, sondern das lief aus unserem normalen Betrieb mit. Aber auch das haben wir überstanden für die beiden Quartale, für die es erforderlich war.

Wir alle haben zum damaligen Zeitpunkt jedoch unterschätzt, wie schnell sich das ostdeutsche Gesundheitswesen auf dem zivilen Sektor umstrukturieren würde. Wir gingen davon aus, daß Polikliniken und Ambulatorien eventuell noch über mehrere Jahre weiterbestehen würden. Aber der Drang in die niedergelassenen Praxen war dann doch sehr stark, auch hier in Mecklenburg-Vorpommern.

Auf dem militärischen Sektor haben wir anfangs nur noch ganz wenige Schiffe fahren lassen, damit hier kein Vakuum entsteht. Wir konnten mit unseren Schiffen aus dem Westen zwar kurze Hafenbesuche machen, eine dauerhafte Stationierung oder regelmäßige Patrouillen waren jedoch zunächst nicht möglich. Durch den Zwei-Plus-Vier-Vertrag war festgelegt, daß keine NATO-Streitkräfte in den neuen Ländern stationiert würden, solange die sowjetischen bzw. russischen Streitkräfte noch hier stationiert waren. Da Schiffe der Marine grundsätzlich NATO-assignierbar* sind und eingebunden in eine Kommandostruktur, die über das Flottenkommando in eine NATO-Organisation hineingeht, wäre das eine Vertragsverletzung gewesen. Daher hatten wir hier anfangs vor allem einige Minensucher noch unter Fahrt. Ansonsten war klar, daß ein drastischer Abbau stattfinden würde. Gleichzeitig gab es Perspektiven für einen Neuaufbau, insbesondere für den Standort Stralsund. Die Marine hatte ohnehin Pläne gehabt, ihre auf 17 Einrichtungen im Westen zersplitterte Ausbildung zu konzentrieren. Mit der Wiedervereinigung fiel dann auch aus politischen Überlegungen die Entscheidung, eine neue Schule nicht im Westen an einem der verfügbaren Standorte zu bauen, sondern in Stralsund. Im Gegenzug wurden entsprechende Standorte im Westen aufgegeben. Wenn das Konzept komplett vollendet ist - der Aufbau ist sehr kostenintensiv und wird noch eine Weile dauern - wird die Marine nur noch fünf Ausbildungseinrichtungen besitzen. Klar war, daß man hier auch einen Stützpunkt benötigen würde. Die Entscheidung fiel rasch für den Standort Hohe Düne. Damit ergab sich auch das Konzept für die beiden Sanitätseinrichtungen, die diesen Bereich versorgen würden. Hinzu kam eine Apotheke, die Heer, Luftwaffe und Marine hier in Mecklenburg-Vorpommern versorgt. Daneben ist unser Bereich im Laufe der Zeit im Zuge der Neustrukturierung der Gesamtbundeswehr immer weiter nach Westen gewachsen. Die alte Teilung West-Ost, die es früher bei der Bundeswehr schon gab, die damals eine Teilung zwischen Schleswig-Holstein einerseits und Hamburg, Niedersachsen und Bremen/Bremerhaven andererseits war, ist jetzt eine Teilung längs durch Schleswig-Holstein, mit einem Kom-

* NATO-assignierbar, assignieren = einer NATO-Kommandoeinrichtung für Planung über- bzw. unterstellen.

mandobereich West auf der einen Seite und entsprechendem Sanitätsabschnitt, der sich um die Nordseeseite kümmert, und einem Bereich Ost, der sich um die Ostseeseite kümmert.

Im Januar 1991 verfügte unser Standort noch über 66 Ärzte, 16 Zahnärzte, vier Apotheker und ein entsprechendes Sortiment an Offizieren, Berufsunteroffizieren, Krankenschwestern, Praktikanten und Soldaten. Als erste verließen uns die Unteroffiziere. Die auf drei Jahre freiwillig verpflichteten Unteroffiziere der Volksarmee waren natürlich mitnichten Freiwillige, sondern hatten sich nur gemeldet, weil das eine Voraussetzung war, um einen Studienplatz zu erhalten, vor allem in einem der attraktiven Fächer. Als das Laufbahnrecht umgestellt wurde und man diesen Leuten eröffnete, daß die Bundeswehr an ihrer Verpflichtungserklärung nicht festhielt, verließen in meinem Bereich bis auf zwei Ausnahmen alle Unteroffiziere die Bundeswehr. In den übrigen militärischen Bereichen der Marine sah es ähnlich aus. Bei den älteren Berufsunteroffizieren war das etwas anders, denn die hatten es schwerer, sich umzuorientieren. Ansonsten verblieben diejenigen Soldaten, die durch die Wiedervereinigung am 3. Oktober die Bundeswehruniform erhalten hatten, zunächst bis zum Abschluß der Auflösung des jeweiligen örtlichen Bereichs im sogenannten Dienstverhältnis eigener Art und wurden danach entlassen. Die älteren Jahrgänge, oberhalb von 50, konnten in Ruhestand gehen, abhängig auch vom Dienstgrad und den Bestimmungen des Einigungsvertrages. Alle anderen hatten die Möglichkeit, sich um eine Übernahme in die Bundeswehr nach Laufbahnrecht zu bewerben, wobei bestimmte Ausbildungsabschnitte zwar angerechnet wurden, allerdings nicht das Dienstalter. Dies war ein steter Quell von Ärger und Frustration unter den Betroffenen. Auch die Besoldungsaussichten waren schlecht, vor allem aufgrund der Anpassung der Gehaltsverhältnisse West-Ost und der veränderten Dienstgradstruktur. Die NVA hatte zum Teil sehr schnell befördert, es gab Fregatenskapitäne, die Anfang 30 waren, was bei der Bundeswehr unmöglich ist. Daher hat man die Leute nach einem statistischen Durchschnitt ihres Altersjahrgangs heruntergestuft, auch Herr Brinner war davon betroffen. Er mußte wieder eine Zeit als Oberleutnant durchleben. Sicherlich war dies alles nicht sehr erfreulich. Auch die Besoldungshöhe, sie lag zunächst bei 45 Prozent, war kein besonders zugkräftiges Werbeargument, so daß die Masse der Ärzte, Krankenschwestern und Apotheker und auch der größere Teil der Zahnärzte sehr schnell erklärte, nicht in der Bundeswehr bleiben zu wollen. Sie strebten entweder in die freie Praxis oder in einen Weiterbildungsplatz im zivilen Bereich. Die zivilen Krankenhäuser der drei ehemaligen Bezirke sahen sich nicht mehr an vor dem 3. Oktober geschlossene Ausbildungsvereinbarungen gebunden, die auch die NVA eingegangen war, um die Weiterbildung ihrer Leute zu sichern. Dies führte dazu, daß wir zahlreiche Bewerbungen schreiben mußten, um den jüngeren überhaupt die Chance einer Weiterbildung zu eröffnen, denn selbst wenn Sie Arzt für Allgemeinmedizin

werden wollen, müssen Sie eine Zeit innere Medizin und Chirurgie an einem Krankenhaus absolviert haben.

Insgesamt war der Personalabbau recht drastisch. Gegenüber einer Übernahmestärke von 9.500 Personen im Januar 1991 wurde Ende 1992/Anfang 1993 ein absoluter Tiefpunkt mit nur noch etwa 1.100 erreicht. Die länger dienenden Zeit- und Berufssoldaten waren von ca. 1.000 in der Volksmarine auf etwa 300 zusammengeschmolzen. Jeder, der in die engere Auswahl einer Übernahme kam, erhielt einen SaZ 2-Vertrag* angeboten, der im wesentlichen dazu dienen sollte, in der Zwischenzeit eine auch im zivilen Bereich übliche Probezeit zu durchlaufen. Außerdem wurden in dieser Zeit die vor einer endgültigen Übernahme notwendigen administrativen Überprüfungen, insbesondere die Sicherheitsüberprüfung und natürlich auch die Überprüfung im Rahmen der Gauck-Behörde durchgeführt.

Wir hatten einen gehörigen Respekt vor der Tätigkeit östlicher Nachrichtendienste. Natürlich wurden unsere Telefone und Dienstzimmer von Lauschabwehrtruppen überprüft, gleichwohl ist es noch neun Monate nach der Wiedervereinigung dazu gekommen, daß bei mir auch im zweiten und im dritten Anlauf noch Wanzen aus dem Telefon entfernt werden mußten. Einige Leute fühlten sich immer noch an ihre alten Dienstherren gebunden. Das ganze Kommando der Volksmarine - auch den eigenen Leuten hatte man nicht getraut - war von vorne bis hinten mit entsprechender Technik ausgestattet. Auch die Admirale, selbst der Chef der Volksmarine und Stellvertreter des Ministers, also auch ein in der politischen Ebene der DDR relativ hoch angesiedelter Mann, war einschließlich Videoendoskopen mit Überwachungstechnik, Abhören sowohl des Telefons als auch des Raums komplett ausgestattet.

Kapitänleutnant Brinner: Die Wendezeit ereilte uns in Dranske. Wir sahen das im Fernsehen, aber so richtig begriffen, was da abläuft, das haben wir nicht. Und bevor sich bis zu uns rumgesprochen hatte, welche Auswirkungen es für uns persönlich haben würde, sind noch einige Wochen ins Land gegangen. Währenddessen sind wir weiterhin Tag für Tag fleißig und brav zum Dienst gegangen. Wir waren als medizinischer Dienst ein Dienstleistungsbetrieb, und wir hatten immer noch genügend Angehörige zu versorgen. Für uns war es normal, daß auch unter den veränderten Bedingungen weitergearbeitet wurde, währenddessen im militärischen Bereich schon bald jegliche Disziplin und Ordnung verloren ging.

Die Veränderungen setzten sich zögerlich durch. Unter den Berufssoldaten und Offizieren herrschte eine Art Endzeitstimmung, verbunden mit weitverbreiteter Lethargie. Dies hatte sicherlich auch etwas damit zu tun, daß das Feindbild weg war. Die Leute wußten nichts mehr mit sich anzufangen, man döste in den Tag hinein, zumindest für eine gewisse Übergangszeit.

* SaZ 2: Soldat auf Zeit, 2 = 2 Jahre.

Die Lage war dann schnell gekennzeichnet durch Auflösungserscheinungen in den gesamten Streitkräften der Volksmarine. Mangelnde Disziplin und Ordnung und Sicherheitsrisiken entstanden, weil auch Soldaten wegliefen. Die Liegenschaften mußten aber weiter geschützt werden, vor allem der riesige Bestand an Waffen, Munition und Schiffen.

Der Glaube an den Fortbestand der Streitkräfte war weg, Information gab es nicht, statt dessen reichlich Spekulation. Eine Kündigungswelle setzte ein, viele Leute versuchten auf dem Arbeitsmarkt ein weiteres Fortkommen zu finden. Es existierte viel Frust und wenig Perspektive. Wir fühlten uns als Soldaten verraten und verkauft, überflüssig und nutzlos. Persönlich hatte ich weiter meine Aufgabe im Flottillenlazarett, die Versorgung mußte weitergehen. Für die Tätigkeit im medizinischen Dienst rechneten wir uns gute Übernahmemöglichkeiten als Fachleute aus. Kampfbesatzungen und seefahrende Einheiten dagegen hatten, da die Bundeswehr selbst entsprechend ausgestattet war, die geringsten Chancen auf Übernahme, und deswegen quitierten sie reihenweise den Dienst.

Die ersten Kontakte zur Bundeswehr bestanden 1989/90 mit der Beratergruppe, die uns aufmunterte, nicht die Flinte ins Korn zu werfen. Wir wurden vorläufig ja auch noch gebraucht, und das ging nicht nur dem medizinischen Dienst so. Sehr viele haben weitergearbeitet, vor allem in den rückwärtigen Diensten, in den Dienstleistungsbereichen. Es gab immer noch Aufgaben. Man hat abgewickelt, bis zum letzten Tag seinen Dienst getan, hat dann seinen Schlüssel unter die Matte gelegt und ist, wenn man die Entlassungspapiere in der Hand hatte, nach Hause gegangen. So ist das gelaufen, und im Großen und Ganzen ohne allzuviel Gemurre. Die Enttäuschung war sicherlich groß, aber daß jemand durchgedreht hätte, das gab es zumindest in Dranske nicht.

Für uns im medizinischen Dienst bestand eine gute Chance auf Übernahme in die Bundeswehr. An die haben wir uns geklammert, auch mangels vorhandener Alternativen. Das Gros unserer Soldaten wußte nicht, wie es draußen ankommt. Das ging ja nicht nur der NVA so und ihren Soldaten, die sich einen neuen Job suchen mußten. Auch andere Betriebe gingen reihenweise in die Knie, und auf dem Markt gab es ein Überangebot an Arbeitskräften. So gab es wenig Chancen für die Leute, schnell wieder in irgendein Boot zu kommen. Für uns im medizinischen Dienst sah es ein wenig anders aus. Wir rechneten uns Chancen aus, infolge unserer relativ guten Ausbildung wieder unterzukommen.

Ich hatte mich beworben und wurde zunächst Zeitsoldat, bekam einen Vertrag für zwei Jahre, wurde von Dranske nach Rostock versetzt und kam zur Einarbeitung nach Kiel. Dort war ich dann das erste Mal richtig unter Westkameraden, der einzige Ossi, und sollte mich dort zu rechtfinden. Sicherlich gab es anfangs Anpassungsprobleme und Berührungsängste, das legte

sich aber recht schnell. Ich war gewöhnt an Druck, Streß und Anspannung, kannte Improvisationsvermögen, Disziplin, Ordnung, politische Schulung und natürlich alle möglichen Regeln aus der NVA, und nun machte ich im Gegensatz dazu die Erfahrung innerer Führung.* Die politische Schulung bei der NVA war sehr einseitig ausgerichtet, während die innere Führung bei der Bundeswehr doch mehr auf ein gewisses Demokratieverständnis bei den Soldaten baut. Auch das ist nicht immer vorhanden, aber man bemühte sich doch darum, die demokratischen Gesichtspunkte auch als Führungsmittel einzusetzen. Ich empfand es als positiv, daß es wenig Einengung bei der Bundeswehr gab. Aber wenn man sich eine entsprechende Position erarbeitet hatte, konnte man es sich unter Umständen auch erlauben, diesen Beruf oder diese Tätigkeit nicht allzu ernst auszuführen. Da hat sich ein Selbstverständnis entwickelt, das mit dem, was wir in der NVA lernten, überhaupt nicht vereinbar war. Mit dieser Erfahrung muß man erst einmal umgehen lernen. Damit möchte ich keinesfalls sagen, daß die Bundeswehr ein undisziplinierter Haufen ist, das ist sie natürlich nicht. Aber für uns, die wir eine völlig andere Schulung und einen ganz anderen Drill genossen hatten, waren solche Erfahrungen etwas ganz neues.

Dr. Storck: Vielleicht kann ich ein konkretes Beispiel geben: Im Januar 1990 fuhr ich nach einer Übung freitags nach Hause zu meinen Eltern und stand vor dem Elbtunnel im Stau. Im Rundfunk wurde ein Lied von Reinhard Mey gespielt, aus einer damals gerade veröffentlichten Platte. Es hieß *„Alle Soldaten wollen nach Haus“*. Der Refrain lautet: „Alle Soldaten wollen nach Haus, sie wollen die Uniform nicht mehr, den Spaten und das Schießgewehr, sie wollen nur eins, sie wollen nach Haus.“ Das Lied erzählt, wie auf der einen Seite Fritz Schmitt aus Sachsen noch seine Kaserne bewacht und aufpaßt, daß keiner den real existierenden Sozialismus klaut, und auf der anderen Seite Joe Miller sein Depot, das die Amerikaner irgendwo in Rheinland-Pfalz hatten. Etwas später habe ich mir die Platte gekauft. Als wir dann im März beim Standardeinsatzverband Flotte auf dem Rückweg von einem sehr anstrengenden Manöver waren, wo auf der Fahrt zurück in den Heimathafen nicht mehr allzuviel an Militärischem abläuft, haben wir das Lied über die Schiffslautsprecheranlage gespielt in dem Schnellboot, in dem ich mitfuhr. Der Kommandant zuckte zwar etwas zusammen, sagte: „Mensch Doktor, das ist aber ein happiges Lied“. Gleichwohl hat er es weder unterbunden noch gab es hinterher irgendwelche Reaktionen. Die Soldaten reagierten überwiegend zustimmend, weil das Lied die Stimmungslage - sicherlich nicht vom kompletten Inhalt her, aber von dem Bedürfnis her, jetzt möglichst schnell nach Hause zu kommen - sehr gut widergespiegelte. Etwas derartiges hätte

* Innere Führung: Am Leitbild des Primats der Politik gegenüber dem Militär und des >Staatsbürgers in Uniform< orientierte Konzeption für Stil und Ziele der Ausbildung und der Personalführung in der Bundeswehr (Manfred G. Schmidt: Wörterbuch zur Politik, Stuttgart 1995, S. 425).

es sicherlich in der Volksmarine in vergleichbarer Form nicht gegeben, wo ja schon die Frage des Mitbringens von Sachen überhaupt an Bord strengen Reglementierungen unterworfen war.

Im Februar 1992 bin ich nach Rostock gezogen, wohne in Toitenwinkel, betonverplattet. Bis Mitte 1993 war ich im gesamten medizinischen Kommandobereich der einzige aus dem Westen, erst danach ist im Zuge des Aufbaus weiterer Bundeswehrsaniitätseinrichtungen zusätzliches Personal dazugekommen. In der Anfangszeit war ich sehr aktiv in einem Musikverein, mit dem wir auch Konzerte veranstaltet haben. Dadurch lernte ich im Laufe der Zeit auch Leute vom Volkstheater usw. kennen. Kontakte entwickelten sich auch über die Kirche. Auch das war etwas völlig ungewohntes, wo bei den Kameraden aus der Volksmarine Welten zusammenbrachen, wenn jemand sein Dienstzimmer bezieht und das Kreuz der katholischen Militärseelsorge über der Tür an die Wand nagelt. Auf der anderen Seite hatte ich auch zu einigen von den Kameraden aus meinem Stab, aus meiner Einheit Kontakte, die über das dienstliche Leben hinausgingen, sei es daß man zusammen zum Essen gegangen ist, ins Theater, ins Kino. Hinterher stellte sich dann bei einigen heraus, daß sie der Überprüfung durch die Gauck-Behörde nicht standhielten. Es gab Fälle, wo man wirklich sagen muß, daß es sich um tragische Verstrickungen handelte, über die ich menschlich nicht den Stab brechen will. Nach der Rechtslage und den doch sehr eindeutigen Vorschriften war allerdings nicht dran zu drehen, daß diese Kameraden die Bundeswehr verlassen mußten. In anderen Fällen äußerte sich die Aufdeckung in Form einer hohen Aggressivität seitens der Betroffenen. Ich entsinne mich eines besonders drastischen Falls, wo der Betreffende, nachdem er mich mit einer Suada zusammenscheißen wollte, mit Türenknallen aus meinem Dienstzimmer marschierte. Wenn man zuvor zwei oder drei Jahre mit jemandem intensiv und gut zusammengearbeitet hat, trägt man bei so etwas natürlich auch seelische Schrammen davon. In dem einen oder anderen Fall haben Betroffene ja auch bis zum allerletzten Tag bestritten, daß irgend etwas von den Anschuldigungen gegen sie wahr sei. Allerdings neigte die Staatssicherheit ja wie alle Deutschen zu einer sehr bürokratischen Aktenführung und dokumentierte in geradezu penibelster Weise die Dinge. Selbst wenn in der Militärstaatssicherheit in Rostock Dokumente vernichtet worden waren, gab es auf der höheren Kommandoebene oder in der Zentrale in der Normannenstraße häufig noch Zweitakten. So ließ sich also bruchlos nachvollziehen, was entsprechende Leute in ihrer Funktion als IM in den Einheiten gemacht hatten, und wie sie Kameraden, Vorgesetzte oder andere angeschwärzt hatten. Wenn man das im unmittelbaren Bereich mitbekommt, geht es nicht spurlos an einem vorbei. Es ist ein Unterschied, ob man in einer Dokumentation davon liest oder ob man auch im menschlichen Kontakt davon selbst unmittelbar betroffen wird.

Irgendwann waren dann die Wirren der Aufbauzeit durchgestanden, und so etwa ab 1994 hat sich das zunehmend verfestigt, und seither haben wir uns in unserem Stab ganz ordentlich zusammengerauft. Im vergangenen Jahr waren wir auch am Odereinsatz beteiligt, sowohl mit LKWs, die die Sandsäcke gefahren haben als auch mit Sanitätern, die die anderen verpflostert haben.

Kapitänleutnant Brinner: Ein kurzes Fazit meinerseits: Es wächst zusammen, was zusammengehört, dies kann ich aus meinen Erfahrungen nach acht Jahren Bundeswehr bestätigen, auch wenn dieser Prozeß noch längst nicht abgeschlossen ist. Innere Einheit bedeutet für mich zunächst einmal die Übernahme der Ostdeutschen, gleiche Entwicklungschancen, wenig Vorurteile, keine Unterschiede in der Bewertung zwischen Ost und West, Zusammenarbeit - das sind Punkte, die durchaus umgesetzt sind. Sicherlich gibt es immer noch Unterschiede in der Bezahlung/Besoldung, aber letztendlich sind diese Kriterien durchaus erfüllt. Man muß diesen Prozeß weiterverfolgen und ich denke, wir sind auf einem guten Weg. Auch der Umdenkungsprozeß in den Köpfen ist noch nicht abgeschlossen. Ich persönlich wünsche mir eine objektivere Bewertung und Aufarbeitung der unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungen in beiden deutschen Staaten, vor allen Dingen eine Aufarbeitung ohne Emotionen, weniger Vorurteile und dafür mehr Gespräch, Akzeptanz, Gedankenaustausch, Toleranz, und natürlich auch, das ist für uns in den neuen Bundesländern besonders wichtig, Rücksichtnahme auf Befindlichkeiten. Die Bundeswehr ist auf diesem Weg bereits ein großes Stück vorangekommen, wir haben eine Vorreiterrolle im Vergleich zum zivilen Bereich.

3. Fragen und Diskussion

Sie haben indirekt angedeutet, daß Angehörige des Sanitätsbereichs zu einer bevorzugten Gruppe gehörten. An manchen Passagen wurde deutlich, daß der Transformationsprozeß für andere Truppenteile weniger günstig verlaufen ist. Vielleicht können Sie dazu noch etwas sagen.

Dr. Storck: Es galt ja eine Regelung aus dem Einigungsvertrag, daß alle Generäle und Admirale der Volksarmee in den Ruhestand verabschiedet werden, Obristen/Oberste nur im Ausnahmefall und wenn spezifischer Bedarf bestand, übernommen werden konnten. Nur für niedrigere Dienstgrade gab es überhaupt eine Übernahmechanche. Zudem mußte die Personalstärke der Bundeswehr im Rahmen der Zwei-Plus-Vier-Ergebnisse reduziert werden, zunächst auf eine 370.000er Struktur, dann kam später noch mal als zweiter Schnitt die 340.000er Struktur. Trotzdem bestand in der Bundeswehr seit Jahren in bestimmten Bereichen Personalmangel. Insofern waren die Übernahmechanchen für NVA-Angehörige je nach Waffengattung oder Tätigkeitsbereich sehr unterschiedlich. In einigen Bereichen, gerade da, wo es auch mit Computern zu tun hatte, waren die Chancen nicht schlecht. Auch wenn die DDR bzw. die Volksarmee technologisch ein oder zwei Generationen bei den Geräten zurückhinkte, verfügte sie über theoretisch gut ausgebildete Programmierer, Systemanalytiker und Informatiker. Da das bei uns ein Mangelbereich war, einfach aufgrund der Tatsache, daß man im militärischen Bereich nicht so gut bezahlt wird und da die zivilen Jobs im Westen lockten, hatten wir ein Interesse an diesen Leuten. Wenn sie beim Militär bleiben wollten, hatten sie eine gute Übernahmechanche. Auch die Hubschrauberpiloten hatten, trotz anderslautender Erwartungen, eine gute Übernahmechanche. Ursprünglich hatte man den meisten Piloten gesagt hat, sie hätten überhaupt keine Chance, weil sie mit Russisch als Flugverkehrssprache und auf mit metrischem System ausgerüstetem Gerät operiert hatten, während im Westen sowohl im zivilen als auch im militärischen Bereich alles in Fuß und Meilen gemessen wurde und die ganze Ausbildung entsprechend anders ausgerichtet war. Gleichwohl haben Marine und Bundeswehr allgemein viele dieser Piloten dann doch in die theoretische Ausbildung einschließlich Englischtraining usw. geschickt, weil sich herausstellte, daß wir sie wegen eines anstehenden Generationenwechsels und allgemeiner Umstrukturierungsprozesse eben doch ganz gut gebrauchen konnten. Bei den Unteroffizieren erwies sich auch als problematisch, daß die Systematik in den Laufbahnen der Volksarmee ganz anders strukturiert war als in der Bundeswehr. Ein typisches Schiff oder eine Kompanie in der DDR verfügte über wesentlich mehr Offiziere als bei der Bundeswehr, dafür über deutlich weniger Portepe-Unteroffiziere. Dafür gab es dann die zusätzliche Laufbahn der Fähnriche, für die wir überhaupt kein passendes Gegenstück hatten. Grundsätzlich waren Leute aus den Kampftruppen schlechter dran als diejenigen, die mit Technik oder Technologie zu tun

hatten. Aber das galt auf dem zivilen Arbeitsmarkt genauso. Wer als Offizier die Volksarmee verlassen wollte und dabei seinen Ingenieurgrad aus der Offiziershochschule und sein Know-how mitnehmen konnte, der hatte im zivilen Bereich größere Chancen als jemand, der nur als Infanterist zwar sein Führungshandwerk verstand (und das verstanden auch die Offiziere der NVA gut), aber ansonsten nichts besaß, was für einen Personalchef attraktiv war, zumal hier alle Großunternehmensstrukturen, in denen man Leute mit sozialer Führungskompetenz braucht, ja mehr oder weniger schnell zusammenbrachen.

Die Gesamtzahlen sind nicht ganz eindeutig, weil es auch sogenannte Wiedereinsteiger gab, die z.B. 1991 ausschieden, in den Westen gingen, dort versuchten, sich zivil etwas aufzubauen, um dann gleichwohl noch in der Übernahmefrist einen Übernahmeantrag zu stellen und wiedereingestellt zu werden. Wenn diese Einstellung im Westen erfolgte, wurden sie trotz ihrer Vergangenheit in der NVA bei der Übernahme nicht als Ostsoldaten registriert. Unsere Statistik und unsere Unterlagen sind in der Hinsicht weniger aussagekräftig, als man das gemeinhin glauben möchte. Insgesamt kamen bei den Offizieren etwas über 1.000 in die Übernahme, einige blieben auch nur Zeitsoldaten, v.a. bei den Jüngeren. Bei den Unteroffizieren und Mannschaften sind zunächst mehrere Tausend in die Laufbahn gekommen, aber auch hier konnten sich natürlich nicht alle bewähren. Andere stellten irgendwann fest, daß die Marine doch nicht das richtige für sie ist. Entsprechende Mechanismen, die von politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen völlig unabhängig sind, treten immer auf, so daß allgemeine Übernahmestatistiken stets mit einer gehörigen Portion Vorsicht zu bewerten sind.

Kapitänleutnant Brinner: Für den Standort Dranske sah das konkret so aus, daß von den 2.500, die dort direkt von der Armee lebten, Soldaten und Zivilbeschäftigte, vielleicht 50 die Chance hatten, bei der Bundeswehr beschäftigt zu werden. Der Rest ging nach Hause. Die Arbeitslosigkeit an einem solchen Standort lag dann schnell oberhalb der 50%, weil es ja auch Industrie oder dergleichen auf Rügen zuvor schon nicht in ausreichendem Maße gegeben hatte, und auch die Landwirtschaft mußte abspecken. Da blieb in vielen Familien kein Auge trocken, so muß man das sagen. Wobei diejenigen Kameraden, die unterhalb der 30 waren, durchaus ihre Chancen hatten, irgendwo, und wenn eben in den alten Bundesländern, eine entsprechende Anstellung zu finden. Ab einem bestimmten Alter allerdings, etwa oberhalb der 40, da wurde es schon bitter. Das ist vergleichbar mit dem zivilen Bereich.

Dr. Storck: Sicherlich ist Dranske ein extremes Beispiel. Aber allgemein kann man sagen, daß die Chance, überhaupt einen Platz zu bekommen, in der Marine etwa eins zu zehn, bei der Luftverteidigung etwa eins zu sechs und beim Heer ungefähr eins zu drei stand. Das entspricht den Zahlenverhältnissen zwischen Heer, Luftwaffe und Marine bei der Bundeswehr insgesamt.

Die Marine ist auch im Westen der kleinste Bereich, dementsprechend gab es für mittel- und langfristige Zukunftschancen dort die geringsten Aussichten. Das hat sich dann im Zuge der Auswahl von den SaZ 2 auf die endgültigen Übernahmekancen noch einmal um den Faktor drei verschlechtert, denn auch die Bundeswehr wollte eine Auswahlmöglichkeit unter Leistungsgesichtspunkten haben und nicht einfach alle Bewerber übernehmen, nur weil sie sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen. Denn gleichzeitig bestand aufgrund des Personalstärkegesetzes das Problem, auch im Westen Personal abzubauen, indem für teures Geld Leute vorzeitig entlassen oder in den vorzeitigen Ruhestand versetzt wurden.

Zum Teil hatten wir mit unseren Ideen für die Strukturierung der Laufbahn gegen Zweifel hier vor Ort anzukämpfen. Zum Teil mußten wir uns von den Politikern im Verteidigungs- und Haushaltsausschuß die Frage anhören, warum wir teures Geld bezahlen, um Leute vorzeitig nach Hause zu schicken, wenn wir gleichzeitig Personal aus der ehemaligen NVA übernehmen wollen, mit allen Ungewißheiten, die das für die Zukunft zunächst personaltechnisch mit sich brachte. Dies war schon allein aus Gründen der Perspektive und der Gerechtigkeit notwendig, weil ja der Einzelne nichts dazu konnte, auf welcher Seite er geboren war und wo er seine Lebensplanung gemacht hatte. Aber trotzdem war viel Überzeugungsarbeit zu leisten und es gab zahlreiche Diskussionen, bis hin zu Fragen unserer NATO-Verbündeten, etwa derart: Können wir denen vertrauen? Wird da nicht gleich morgen alles an irgendwen verraten? Vor diesem Hintergrund darf man sich auch nicht wundern, daß beispielsweise bei einer NATO-Planungskonferenz im ersten Quartal 1991, an der erstmals auch ehemalige NVA-Angehörige teilnahmen, ein Teil der Wände mit einem Vorhang abgedeckt wurde, und zwar alle Karten und Displays, die nicht direkt mit dem Konferenzthema im Zusammenhang standen. Man mag das übertrieben finden, aber in der NATO sind natürlich nicht nur Deutsche, sondern auch Briten, Franzosen, Italiener, Amerikaner ... Gerade die Amerikaner haben häufig ein gröber strukturiertes Weltbild von europäischen Zeitläuften - ich habe ein Jahr in den USA gelebt und kann das aus erster Hand berichten - und deren Vorstellungen sind daher unter Umständen noch einmal ganz anders. Die NATO ist eben ein politischer Kompromißapparat, und nur wenn wir bestimmten Dingen zustimmen, können wir im Gegenzug auch Entgegenkommen bei unseren Wünschen und Erfordernissen erwarten. Inzwischen wissen unsere Verbündeten, daß alle ehemaligen NVA-Angehörigen, die heute noch dabei ist, mehrfach durchleuchtet wurden, medizinisch und auch anderweitig. Auch durch persönliche Kontakte konnten Hemmschwellen und Vorbehalte abgebaut werden. Seit dem Ende des Abzugs der russischen Truppen sind immer wieder NATO-Offiziere hiergewesen. Wir bemühen uns intensiv darum Leute hierherzuholen, beispielsweise im Rahmen internationaler Generalstabslehrgänge, von der deutschen Führungsakademie, aber auch von der französischen Generalstabsschule, von den Briten, die im Rahmen

ihrer Ausbildung hier Bereisungen machen, vor Ort sind, sich informieren, mit den Offizieren in Laage, Kronsamp oder hier in Rostock reden. So wird auch für unsere Verbündeten nachvollziehbarer und durchschaubarer, wie der Transformationsprozeß abgelaufen ist. Gerade für Außenstehende, die Interna sonst kaum überblicken können, sind solche Kontakte von unschätzbarem Wert.

Könnten die Kontakte der Bundeswehr in Richtung Osten davon profitieren, daß die Ostdeutschen in den Streitkräften vielleicht eher dazu in der Lage sind, sich in dortige Gedankenbilder einzufinden?

Storck: Ganz sicher, wobei sich der Kontakt in Richtung Osten etwas zwiespältig darstellt. Es gibt diejenigen Länder, die sich intensiv um eine NATO-Aufnahme bemühen und die in der *partnership for peace* mitarbeiten. In unserem Bereich sind das insbesondere die drei baltischen Länder Estland, Lettland, Litauen, außerdem Polen, im Bereich des Heeres und der Luftwaffe natürlich auch Tschechien, die Slowakei, Ungarn und Rumänien. Schwieriger ist es mit den Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Je nach Stimmung und Zeitläufen, je nachdem, welcher Politiker gerade etwas mehr Einfluß hat, und auch je nach Einstellung des entsprechenden kommandierenden Generals oder Admirals ist es oft sehr schwierig, überhaupt Kontakte zu etablieren und aufrechtzuerhalten. Anfangs haben wir versucht, auch mit dem in Königsberg/Kaliningrad stationierten Kommando der baltischen Rotbannerflotte zusammenzuarbeiten, auch auf sanitätsdienstlichem Sektor. 1991/92 brachten wir mit Marineschiffen, mit Versorgern, eine große Menge Lebensmittel wegen des dortigen schweren Winters in den Osten, auch medizinische Dinge. Zum Teil wandten sie sich auch an uns, um nachzufragen, ob wir ihnen bestimmte Sachen zur Verfügung stellen können. Gleichwohl hat es sich zum Beispiel als unmöglich erwiesen, dortige Fachleute auf Tagungen oder Konferenzen hierher einzuladen. Solche Dinge werden dort immer noch sehr zentralistisch gehandhabt. Sicher ist es möglich, daß Befehlshaber uns einen Besuch abstatten, aber die Arbeitsebenen zu beteiligen, ist wesentlich schwieriger als zum Beispiel mit den Polen oder erst recht mit den baltischen Staaten. Estland, Lettland und Litauen haben sich untereinander auf eine baltische Schwadron verständigt. Mit deren Minensuchern führen wir seit einiger Zeit von Frühjahr bis Herbst gemeinsame Minenräumaktionen durch, suchen vor der Küste sowohl nach Minen, die noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammen als auch nach solchen, die im Rahmen des Warschauer Paktes als zweite Verteidigungslinie dort verlegt wurden. Ein großen Teil konnten wir inzwischen ausbuddeln und unschädlich machen.

Unser Thema lautet Transformation und politische Bildung. Ich würde daher gerne noch einige biographische Fragen an Herrn Brinner stellen. Man sagt, die NVA ist die einzige Armee der Weltgeschichte die aufgelöst wurde, ohne daß ein einziger Schuß gefallen wäre. Da ist ja sicherlich etwas Wahres dran. Sie haben ihre Biographie kurz geschildert und

unter anderem erzählt, daß Sie sich ab dem 14. Lebensjahr darauf vorbereitet haben, Offizier zu werden. Dazu gehörte sicherlich auch die Parteizugehörigkeit. In diesem Zusammenhang würde mich interessieren, welche Empfindungen Sie im November 1989 hatten. Ich habe in Stralsund einen Offizier getroffen, der in einer ähnlichen Situation wie Sie war und der mir erzählte: "Ich habe am 9. November in Stralsund vor der Kreisleitung gestanden, und wenn ich den Befehl bekommen hätte, dann hätte ich auf die Leute geschossen." Das hat er ganz offen und ehrlich gesagt. Ich glaube, das ist kein Einzelfall. Insofern würde mich interessieren, wie Sie das erlebt haben, auch von ihrer inneren Befindlichkeit her. Von Ihren Ausführungen her vermute ich, daß Sie sich zu den 80 Prozent zählen, die von der Sache überzeugt waren. In diesem Zusammenhang: Sie sagten, daß Sie Bestandteil der Grenzverteidigung waren, und natürlich war die Volksmarine unabdingbar eingebunden in diese Sicherungsmaßnahmen. Haben Sie auch einmal Kontakt mit Flüchtlingen gehabt, die Sie verpfastern mußten? Sie haben auch angesprochen, daß es eine Art Abgrenzung nach außen gab, auch gegenüber dem eigenen Volk. Bei den Mitarbeitern des MFS hat das zu einem gewissen Eliteempfinden geführt. Wie war das bei Ihnen in der Volksmarine?

Kapitänleutnant Brinner: Bevor ich zum 9. November komme sollte ich vielleicht zunächst ergänzend etwas zur Abgrenzung insgesamt sagen. Ich hatte ja bereits ansatzweise darüber berichtet, wie sich die entsprechende Situation bei uns darstellte. Sie müssen sich vorstellen, daß man sehr tief in diesem ganzen Prozeß drinsteckte und wenig Muße hatte, auch kaum das Bedürfnis, über den Zaun zu grasen, denn man war mit sich selbst beschäftigt. Viele von uns als Soldaten kannten zwar unseren Stützpunkt mehr oder weniger in- und auswendig, aber Kontakte zur Zivilbevölkerung fanden nur am Rande statt. Man traf sich fast ausschließlich im Kameradenkreis, mit den Leuten vor Ort auf den Dörfern gab es sehr wenige Kontakte, es sei denn, man hatte dort selbst Familienangehörige. Einen regen Austausch gab es sonst nicht. Ich hatte in dieser Hinsicht Glück, weil ich die Reservistenausbildung im Flottillenlazarett leitete. Dadurch kamen viele Leute zu mir, und wir haben uns recht gut verstanden. Diese Freundschaften liefen zum Teil über Jahre, so daß ich die Möglichkeit hatte, außerhalb von Dranske zumindest auf der Insel rumzukommen. Das reichte aber nicht aus, um die Befindlichkeiten der Leute draußen mitzubekommen. Natürlich wußten wir genau, daß es wirtschaftliche Schwierigkeiten gab, daß die Geschäfte leer waren, daß es Engpässe gab, aber daraus schlußzufolgern, daß das System schlecht sei und nach den Ursachen zu fragen, auf diese Idee sind wir nicht gekommen. Das hat man uns auch nicht beigebracht, denn wir lebten wie gesagt in einem Tal der Ahnungslosen. Wir verfügten dort nicht über die Möglichkeit, Westfernsehen in Form von ARD, ZDF oder NDR zu empfangen. Satellitenfernsehen gab es noch nicht. Wir konnten zwar verschiedene dänische und polnische Sender sehen, aber ohne sie zu verstehen. Wir waren also entsprechend einseitig informiert. Auch wenn man das Bedürfnis verspürte, gewisse Dinge kennenzulernen, waren die Möglichkeiten dazu sehr eingeschränkt. Die Zeit außerhalb des Stützpunktes war auf kurze Urlaube beschränkt, und da kann man natürlich nur schwer mitbekommen, was im Land läuft. Fast alle unsere Informationen bezogen wir aus den offiziel-

len Massenmedien, die nach wie vor von unseren Errungenschaften sprachen, und davon haben wir unseren eigenen Auftrag abgeleitet. Der Parteiauftrag lautete also für mich, meinen Soldaten notfalls in den Hintern zu treten, um eine maximale Versorgung auf dem Standort zu gewährleisten. Das war unser Parteiauftrag, weniger die Parolen, die in der Zeitung standen, die zum Durchhalten oder zu Maximalerfolgen aufriefen. Wir hatten die Leute zu versorgen, und das so gut wie möglich, und dabei viel zu improvisieren.

Zum 9. November. Sicherlich haben wir mitbekommen, daß es zu einer Massenflucht kam, daß immer mehr Menschen die Grenze über Ungarn verließen. Wir haben uns auch nach den Ursachen gefragt, aber verstehen konnte ich nicht, wie man seine Familie und das Schicksal der Kinder in die Waagschale wirft, um irgendwo über die Grenze zu kommen oder durch die Ostsee zu schwimmen, das eigene Leben zu riskieren, um in den goldenen Westen zu kommen. Das war etwas, was ich nicht nachvollziehen konnte, weil ich mir sagte: Was treibt diese Menschen an? Sind sie wirklich so existentiell bedroht, daß sie all das in Kauf nehmen müssen, um die Seite zu wechseln? Wir glaubten natürlich auch, daß es sich nur um bestimmte Personengruppen handelte, die unserem Land den Rücken zukehrten. Wir bekamen ja auch nur die entsprechenden Informationen aus der Presse. Und wir waren weit weg in Dranske, bei uns kam das alles eben später. Wir waren der Meinung, durchhalten zu müssen. Wir hatten unseren Auftrag, unsere Leute vor Ort zu versorgen, und was in Berlin, Leipzig oder sonstwo ablief, das haben wir zu diesem Zeitpunkt nicht verstanden. Die Öffnung der Grenze war ein Aha-Erlebnis für uns, aber auch das haben wir zunächst nicht verstanden. Auch persönlich habe ich die Konsequenzen der Maueröffnung damals zunächst nicht erkannt. Mag sein, wenn ich mir die Mühe gemacht hätte, in meinem schulischen Kenntnissen nachzuforschen, was das eigentlich bedeutet, nämlich eine Revolution mit entsprechenden Auswirkungen, dann wäre ich selbst drauf gekommen. Allein wir waren an dieser Stelle oberflächlich. Wir fragten nicht tiefgründig nach dem Warum und Weshalb, wir lebten unseren Alltag. Egal ob wir akzeptierten oder nicht, was damals passierte, wir arbeiteten weiter und taten unseren Dienst.

Mit den Flüchtlingen vor Ort hatten wir wenig zu tun. Wir waren zwar der Sanitätsdienst, aber bis zu uns kamen die nicht durch. Es gab eine Grenzbrigade Küste, die war hauptsächlich zur Sicherung des Küstenabschnittes da, und die hatten einen eigenen medizinischen Dienst. Unsere Aufgabe bestand darin, die Zivilbevölkerung und die Urlauber zu verpflegen, mit den Absatzbewegungen hatten wir nichts zu tun. Sicherlich konnten wir zwischenzeitlich feststellen, daß es eine wachsende Zahl von Ablandungen gab, und daß man dann mit verstärkter Präsenz der Polizei und der Grenztruppen versuchte, die Leute wieder einzufangen. Wir sahen das

meistens daran, daß Fahrzeuge mit Flakscheinwerfern die Küste abfuhren. Aber für uns hatte das weiter keine Bewandtnis.

Es gibt in der Ostsee noch eine Reihe von Umweltzeitbomben, die aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges herrühren. Könnten Sie in dieser Hinsicht noch etwas zum Stand der Dinge sagen. Das ist ja nicht ungefährlich, und wenn ich richtig unterrichtet bin, hat es in den letzten Jahren keine internationalen Bemühungen mehr gegeben, Kampfstoffe zu bergen.

Dr. Storck: Es gibt vor allem im Seegebiet östlich von Rügen und südlich von Bornholm, aber auch an anderen Stellen, größere Mengen chemischer Munition in verschiedenen Zuständen, also Granaten, Giffässer und ähnliches. Zum Teil wurde sie so versenkt, zum Teil an Bord von Schiffen, die man in der Endphase des Zweiten Weltkrieges und auch nach dem Waffenstillstand auf Druck oder unter direkter Maßgabe der Alliierten versenkt hat. Man weiß, wo das passiert ist, man kennt auch die ungefähre Größenordnung. Es handelt sich aber um ein Problem, bei dem sich zur Zeit wenig tut. Es ist bekannt, daß vor allem die Fässer verrotten. Gelegentlich hat ein Fischer so etwas im Grundnetz drin, mit entsprechenden Problemen. Aber im Gegensatz zu den Minen, von denen wir wissen, wie wir das technologisch handhaben können, denn Minenräumtechnik ist in den Streitkräften grundsätzlich vorhanden, nicht nur bei uns, sondern auch bei anderen, haben wir es bei diesen Dingen auch mit einem technologischen Problem zu tun. Die Probleme werden in dem Augenblick, wenn man die Giftstoffe an die Oberfläche holt, ja nicht geringer, sondern eher noch größer, denn das Entsorgen solcher Kampfstoffe ist heutzutage immer noch sehr schwierig. Vielleicht haben Sie schon einmal Aufnahmen aus dem Irak gesehen, einem Land mit großen Gebieten, die praktisch Wüste sind, wo es auch keine Bevölkerung gibt, die man gefährdet. Dort entsorgen die Vereinten Nationen Saddam Husseins Chemiemunition teilweise dadurch, daß ein großer Trichter in den Boden gebuddelt, die Kampfstoffe dort deponiert und mit einer Hochbrisanzdetonation zur Entzündung gebracht werden. Im Zuge des Abbrandprozesses werden die Stoffe unschädlich gemacht. Das ist jedoch nicht das, was wir uns in Europa unter umweltschonender Entsorgung vorstellen. Andere Möglichkeiten, so etwas zu entsorgen, die im großen Maßstab anwendbar wären, gibt es leider bislang noch nicht.

Eine Frage an Herrn Storck. Auch Sie hatten bestimmt ein Feindbild, und Sie mußten damit nach der Wiedervereinigung neu umgehen, Sie mußten das in einer relativ kurzen Zeit irgendwie bewältigen. Mit welchen Gefühlen sind Sie nach Rostock gekommen? Wie sind Sie den Leuten hier begegnet, was war das für ein Gefühl? Herrn Brinner würde ich gerne umgekehrt fragen: Sie haben ja jetzt ihr Feindbild beerdigt, Sie haben aber eine ziemlich lange Zeit mit diesem Bild gelebt, haben das ja auch in einer gewissen Form verinnerlicht, wie gehen Sie damit um? Ist es leichtgefallen, sind Sie es schnell losgeworden? Wie ist es, wenn Sie jetzt Kontakt zu ehemaligen Kameraden haben, wie bewerten die, daß Sie jetzt in der früher feindlichen Armee ihren Dienst tun?

Dr. Storck: Natürlich hatten auch wir ein Feindbild. Es gab zwar in der Bundesrepublik immer wieder publizistische Diskussionen, ob die Bundeswehr ein Feindbild habe oder nicht, und die offizielle Antwort lautete natürlich immer, daß nein. Gleichwohl gab es jedes Jahr wiederkehrende Ausgangslagen für unsere Übungen. Allein die Zahlenverhältnisse zum Beispiel bei den Seestreitkräften in der Ostsee oder die Tatsache, daß weder Dänemark noch die Bundesrepublik über größere amphibische Einheiten verfügten, wohl aber die Volksmarine, die polnische Marine und die baltische Flotte, führten dazu, daß wir, wenn wir in See waren, vom instinktiven Empfinden her eindeutig wußten, wer zu uns gehörte, wer die anderen waren und daß wir die anderen für eine Bedrohung hielten. Wer solche Zwischenfälle in See erlebt hat, zum Beispiel das nächtliche Hineinleuchten mit dem großen Suchscheinwerfer in Brücke oder Steuerstand, der weiß, wie ungemütlich und wie haarig das manchmal war.

Als ich dann hierherkam, hatte ich zunächst gemischte Gefühle, auch etwas mulmige. Wenn ich in die Kaserne hineinfuhr, standen da Soldaten, die zwar eine Matrosenmütze der Bundesmarine aufhatten, aber ansonsten war die Uniform, die ab dem 3. Oktober getragen wurde, entweder bei der Marine der Bordeinsatzanzug oder ansonsten die Kampfuniform, also das Grüne. Im Westen verfügten wir über Bevorratungen in Uniformen nur in diesen Dingen in größeren Gebinden, aber nicht in den normalen marinetypischen Uniformen. Die Kameraden also da stehen zu sehen, mit der Kalaschnikow, induzierte rein von der Optik her natürlich schon gemischte Gefühle. Hinzu kam die Tatsache, daß im Kasernenbereich nichts ausgeschildert war. Wenn Sie heute in die Kopernikusstraße* gehen, finden Sie alles ausgeschildert. An jedem Block steht, wie er heißt, welche Einheiten und Dezernate dort untergebracht sind. Im Kommando der Volksmarine dagegen war selbst drei Monate nach der Wiedervereinigung noch nichts ausgeschildert. Es gab immer noch zusätzliche Kontrollbereiche bzw. Leute, die als Pfortner oder Sicherheitsdienst da saßen, es gab noch kein offizielles Telefonverzeichnis. Einmal besuchte ich einen Admiral. Sein Adjutant verwahrte, das war typisch, unter der Schreibtischunterlage einen Zettel, den man bei etwaigen Überprüfungen schnell verschwinden lassen konnte, und auf dem standen die gängigsten Nummern drauf. Er sagte zu mir, ja, der Chef sitzt da und da, und dann erst konnte ich dorthingehen. Im Laufe der Zeit hat man die Leute natürlich näher kennengelernt, ist ins Gespräch gekommen, hat gemerkt, daß es insbesondere im fachlich-medizinischen Bereich kaum Kommunikationsprobleme gab. Ähnlich hatte ich das auch erlebt, als ich 1994 für drei Monate am Somalia-Einsatz beim Stab der Vereinten Nationen in Mogadischu teilnahm. Dort arbeitete ich mit Leuten aus 37 Nationen zusammen, mit über 100 humanitären Hilfsorganisationen und mit den militärischen Sanitätsdiensten aller am

* Standort einer Kaserne in Rostock.

UN-Einsatz beteiligten Länder. Sobald es um aufgabenbezogene Fragen ging, um die medizinische Patientenversorgung, waren sowohl die Entscheidungsmechanismen als auch die Tätigkeitsbereiche der Ärzte beim Militär der einzelnen Länder recht ähnlich. Darüber kommt man dann schnell ins Gespräch. Ähnlich war es hier in Rostock, und von daher haben wir ganz gut zusammengefunden, sonst wären wir ja auch nicht nach relativ kurzer Zeit des Beschnuppens abends zusammen weggegangen, ins Volkstheater, ins Kino oder wohin auch immer.

Es gab auch andere Erlebnisse. Nachdem ich drei Tage hier war, kam ein Mitarbeiter zu mir und sagte, gestatten daß ich Ihnen etwas mitteile. Ich sagte ja, natürlich, was haben Sie denn? Ja, ich war bei der Staatssicherheit. Ach, sagte ich, IM - denn mit solchen Fällen rechneten wir aufgrund unserer Vorinformationen. Nein, ich war Hauptamtlicher. Das war also ein Mann, für den man noch 1990 eine Legende gestrickt hatte, mit der er dort untergebracht wurde. Ich will nicht sagen, wie er hieß, was er gemacht hat oder was sein Dienstgrad war, denn sonst könnte in dem kleinen Dorf Rostock der eine oder andere feststellen, daß er ihn kennt. Ich fand das toll, daß er von sich aus zu mir gekommen ist und mir das gesagt hat. Also auch das gab es. Nach dem zweiten, dritten, vierten Mal klingelte es dann jedesmal bei bestimmten Sachen oder bei bestimmtem Sprachgebrauch. Wir stellten fest, daß wir zwar alle deutsch reden, aber doch mit einem ganz anderen soziokulturellen Hintergrund, und daß identische Begriffe oft einen unterschiedlichen Unterton, Klang oder eine andere Nebenbedeutung haben. Das Kennenlernen verstärkte sich, nachdem ich hierhergezogen war, also nicht mehr jemand war, der in der Kaserne wohnte und hin- und herpendelte. Noch dazu bezog ich eine Wohnung in einem Umfeld, Toitenwinkel, wo die Bundesvermögensverwaltung lauter ehemalige NVA-Dienstwohnungen verwaltete. In meinem Block war ich der einzige Wessi, die anderen alle ehemalige NVA-Angehörige. Gebrochen ist das Eis nach etwa vier Wochen, als spät nachts die Ehefrau eines Ehemaligen, der über mir wohnte, Sturm klingelte und sagte, Sie sind doch ein richtiger Doktor. Ja ich bin Arzt, interpretierte ich das. Da sagte sie, unser Kleiner, der japst so komisch. Ich schaute mir das Kind an, stellte fest, daß es einen Pseudo-Krupp hatte, einen Atemnotsfall, und machte eine Notfallbehandlung. Von diesem Moment an war das Eis gebrochen. Während ich in Somalia war, hat sich die Hausgemeinschaft rührend um meine Blumen, um meine Wohnung, um die Post gekümmert, es gab keinerlei Probleme

Kapitänleutnant Brinner: Es war sicherlich schwierig, solange man keinen Kontakt hatte mit den Soldaten der Bundeswehr, denn man hatte uns ein Feindbild beigebracht. Wir wußten zwar alles über den Gegner, waren hervorragend informiert ...

Dr. Storck ... die viel besser über uns als wir über die. Es gab Merkhefte, die wurden bis auf die Boote der Flotte in Dranske unterverteilt, da standen die Untergliederungen der Bundes-

marine und die Geschwadertypen detailliert drin. Geschwaderkommandeure waren mit Bleistift einzutragen, und wenn die bei uns wechselten, wurde das ausradiert, neu eingetragen, und so immer auf den neuesten Stand gebracht.

Kapitänleutnant Brinner: ... was allerdings in den Köpfen ablief, das hatte man uns nicht beigebracht. Man hatte uns die Soldaten der Bundeswehr als starrsinnig und aggressiv beschrieben, aber das war für uns nicht faßbar. Das stand auf dem Papier, und man hatte das gehört, und vor den ersten direkten Kontakten konnte man solche Vorurteile auch nur schwer ablegen. Nach dem persönlichen Kennenlernen und wenn man erst einmal versucht hatte, objektiv und sachlich miteinander zu diskutieren, konnte man dann aber über Gott und die Welt miteinander reden und sich gegenseitig seinen Standpunkt versichern. Am Ende fanden wir auch Gemeinsamkeiten, zumindest erreichten wir ein bestimmtes Level, mit dem wir erstmal leben konnten. Je enger der Kontakt dann wurde, um so besser wurde auch dieses Verständnis.

Zum Feindbild an sich: Nach einer gewissen Zeit mußte man eingestehen, wenn man ehrlich war, was haben die uns über die Jahre im Grunde genommen erzählt. Diese Lüge, die man unserer Regierung vorwerfen muß, hat uns unter Druck gehalten und hat damit ihr System auch so lange am Leben erhalten. Es war bestimmt nicht der einzige Grund, aber sicherlich ein Baustein. Zumindest hat es vierzig Jahre lang gut funktioniert. Auch die ehemaligen Kameraden bewerten das heute sehr unterschiedlich. Nach sieben oder acht Jahren haben sich natürlich viele Emotionen gelegt. Ich habe zahlreiche Kontakte mit diesen Kameraden, denn ich bin im Bundeswehrverband als Vorsitzender einer Standortkameradschaft von etwa Tausend Mitgliedern, davon 500 Ehemaligen, tätig. Dort haben wir die ganze Bandbreite, von den Hardlinern bis zu Kameraden, die ihre frühere Tätigkeit in den Streitkräften heute mehr als kritisch sehen. Ich habe gelernt, mit den Leuten umzugehen, denen nicht den Mut zu nehmen, sondern sich so offen wie möglich auszutauschen. Es ist mir noch nie passiert, daß mir jemand zu nahe getreten wäre oder gesagt hätte, wie kannst Du in der Bundeswehr dienen, wenn Du vorher in der NVA warst. Grundsätzlich habe ich den Eindruck, daß die Anzahl der Hardliner immer weiter zurückgeht. Der größte Teil der ehemaligen Kameraden ist den neueren Entwicklungen gegenüber aufgeschlossen oder wenigstens akzeptiert er sie, zumindest solange wie die Emotionen unterm Tisch bleiben und auch ihnen gegenüber fair argumentiert wird.

Dr. Storck: Die Führung der NVA war sehr gut über die Situation innerhalb der Bundeswehr informiert. Wir haben hier im Kommando der Volksmarine viele Dokumente vorgefunden. Die konnten gar nicht alles schreddern, weil das viel zu viel war. Beispielsweise fanden wir die Protokolle des Militärrats der DDR, in dem die militärischen und die politischen Spitzen aus den diversen Führungsgremien, auch Partei und ZK, saßen, auch Leute, denen man nicht un-

bedingt einen unmittelbaren Zugang zu militärischen Informationen zugetraut hätte. Diese Protokolle sind relativ nüchterne Berichte, in denen sich zum Beispiel Unterlagen über Einstellungen der militärischen Führung der Bundeswehr finden. Die waren ziemlich ungeschminkt, bis hin zur persönlichen psychologischen Charakterisierung von einzelnen unserer höheren Offiziere. Aber man hielt es nicht für tunlich, diese Realitäten der Truppe in der Volksarmee mitzuteilen, denn dann wäre das monolitische Bild gebröckelt, und weitere Fragen wären aufgebrochen. Auch über die tatsächliche Situation der DDR-Wirtschaft und deren Konsequenzen für die NVA war man gut informiert. Dies ging bis zu Ende 1989 geführten Diskussionen, ob die Verrechnungsrubelbestände für 1990 reichen würden, um genügend Treibstoff zu kaufen und so die erforderlichen Seetage für die Schiffe und Boote der Volksmarine mit Betriebsstoff abzusichern. Das wurde alles sehr nüchtern erörtert. Im medizinischen Bereich war genau bekannt, daß die Verletzungshäufigkeit in der Grundausbildung bei der Volksarmee um eine Zehnerpotenz höher lag als in demokratischen Armeen, ganz egal, ob in der Bundeswehr oder in der US-Armee, und dies, obwohl die Amerikaner etwas härter und intensiver ausbilden, was sich zum Beispiel bei bestimmten Sportverletzungen auswirkt. Es wurde erörtert, ob man das ändern solle oder nicht, und man gelangte zu der Entscheidung, daß dies aus Gründen der Einsatzbereitschaft, der Opferbereitschaft und der Abhärtung durchaus erwünscht sei. Verletzungen, auch eine gewisse Invaliditätsquote, müsse man dann eben hinnehmen und fertig.

Woher besaß die NVA-Führung derart gründliche Kenntnisse über die Bundeswehr, und hat dies im Westen zu Konsequenzen geführt?

Dr. Storck: Die NVA hatte ganz einfach unsere Zeitschriften abonniert. Es gab einen Sperrbereich in der Bibliothek des Kommandos der Volksmarine, in der alle einschlägigen militärischen, militärfachlichen und militärmedizinischen Zeitschriften abonniert waren, auf neutrale Adressen hier in Rostock, oder zum Teil auch im Ausland, zum Teil lief das über Österreich und die Schweiz. Diese Publikationen wurden systematisch ausgewertet. Im Westen sieht man solche Fragen eher aus einer betriebswirtschaftlichen Perspektive. Ob das eine sehr viel menschlichere Perspektive ist, lasse ich dahingestellt, aber vor allem bei den Amerikanern ist genau das der Ansatzpunkt. Die Ausbildung eines Soldaten kostet einen bestimmten Betrag. Wenn er wegen einer Verletzung ausfällt, und sei es, weil er sich im Gelände zuzieht, sei es beim Sport, dann ist das Geld in den Sand gesetzt. Also versucht man, bei Erhalt einer bestimmten körperlichen Leistungsfähigkeit dafür zu sorgen, daß die auftretende Verletzungsanfälligkeit und -häufigkeit minimiert wird. Nachdem die Amerikaner und die Briten entsprechende Dinge veröffentlicht hatten, machte man auch in der Bundeswehr entsprechende Untersuchungen, schon Anfang der 80er Jahre. Die wurden von Zeit zu Zeit aktualisiert. Hier hat man diese Daten ausgewertet und verglichen, und dann wurden auch in der NVA Erhebungen

durchgeführt, die durften aber nicht oder nur zum Teil veröffentlicht werden. Beispielsweise erschienen im Zentralblatt für Chirurgie Artikel über Marschfrakturen. Da war dann aber nie ganz klar ersichtlich, von welcher Ausgangspopulation die Rede war etc., damit wir im Westen, wenn wir versuchten, so etwas zu lesen, nicht auf dumme Gedanken kamen.

Kapitänleutnant Brinner: Eine bestimmte Härte war erwünscht und wurde über den gesamten Zeitraum durchgesetzt. Es gab bestimmte Normen, die geschafft werden mußten, und ob jemand körperlich leistungsfähig war oder nicht, darauf wurde nicht viel Rücksicht genommen. Für die Unfälle gab es uns als medizinischen Dienst, wir haben die Leute verplastert, und ich muß sagen, wir haben mit unserem Potential an Soldaten, auch an Wehrpflichtigen, wenig Schwierigkeiten gehabt. Kaum jemand hat versucht, sich diesen körperlichen Belastungen zu entziehen. Die gehörten dazu, und so etwas schweißte unter bestimmten Bedingungen auch zusammen. Das ist etwas, was das Selbstwertgefühl eines jeden erhöht, wenn man bestimmte Leistungen bringt und Anerkennung in der Truppe bekommt. Es gibt diese soldatische Kameradschaft, den Schwachen wurde geholfen, und dann hat es die Gruppe oder Einheit gemeinsam geschafft. Das hat aufgebaut. Wir hatten in der NVA Tausende von Sicherheitsvorschriften, um bestimmte Gefahrenmomente zu minimieren. Aber wir hatten auch Einsätze mit scharfer Munition, wir haben entsprechend geübt, und dabei sind auch immer wieder Unfälle passiert. Letztendlich sind über die Jahre auch Soldaten ums Leben gekommen. Wenn ich das aber mit dem zivilen Bereich zur damaligen Zeit vergleiche, nur das wenige, was ich wußte, dann standen wir gar nicht so schlecht da. Ich hatte ein Jahr im chemischen Kombinat in Buna gearbeitet, das Werk war veraltet, die Arbeit gefährlich, eine richtige Sprengstoffeinrichtung. Dort kalkulierte man von vornherein jährlich zwischen drei und fünf Toten ein, und in diesem einen Jahr haben wir diese Zahl sogar überschritten. Es verging kaum ein Tag ohne Betriebsunfall. Im Vergleich dazu war die Gefährdung, der wir in der Truppe unterworfen waren, gar nicht so stark.

Sie sprachen vorhin die politische Schulung in der NVA kurz an. Könnten Sie bitte den Unterschied zwischen innerer Führung und politischer Schulung noch etwas mehr erläutern. Eine weitere Frage betrifft das auch in den Medien angesprochene vermehrte Auftreten rechtsextremer Orientierungen. Wird in der Bundeswehr über Bildungsprogramme etwas dagegen unternommen?

Dr. Storck: Ich beginne mit dem letzteren Thema. Zunächst muß man feststellen, daß wir zwar einen leichten Anstieg der entsprechenden Zahlen in der Bundeswehr verzeichnen, aber statistisch, wenn man das mit dem Durchschnitt entsprechender Altersgruppen in den einzelnen Bundesländern, vor allen Dingen in den neuen Bundesländern vergleicht, dann liegen wir immer noch unter Durchschnitt. Wenn es um die Gewaltdelikte einschließlich Körperverletzung

geht, liegen wir sogar drastisch unter Durchschnitt. Unser Problem besteht darin, daß dies in der Öffentlichkeit nicht so wahrgenommen wird. Das hängt auch damit zusammen, daß Berichte über Gewaltakte wie beispielsweise das Zusammenschlagen von Ausländern vorwiegend in der lokalen Presse abgehandelt werden. Die Leute sind dann immer sehr verduzt, wenn die Landeskriminalämter oder Verfassungsschutzämter im darauffolgenden Jahr die Jahresstatistik vorlegen und man sieht, wieviele Hunderte Vorfälle es gegebenenfalls in einzelnen Bundesländern gegeben hat. Wir liegen im vorigen Jahr, wenn ich die Statistik richtig im Kopf habe, bei 160 rechtsradikalen Vorkommnissen. Als Vorkommnis gilt bereits der Hitlergruß im betrunkenen Zustand abends auf der Unterkunft. Bei Körperverletzungsdelikten liegen wir unter zehn, insgesamt also sehr niedrig.

Gleichwohl handelt es sich um ein heikles Thema, zumal die Bundeswehr ja auch einen Erziehungsauftrag hat. Innere Führung ist zunächst einmal ein Sammelbegriff für Dinge, die es in jedem militärischen Bereich gibt, sie betrifft Vertrauensverhältnisse zwischen Vorgesetzten, Untergebenen und Fragen der Fürsorge usw. Das hat es sicherlich unter anderem Sprachgebrauch auch in der NVA gegeben, jedenfalls bei denjenigen Offizieren, die sich um ihre Leute bemüht haben. Daneben fällt darunter natürlich ein bestimmter politischer Begriff. Diese Entwicklung geht auf die Aufbauphase der Bundeswehr zurück, als es darum ging, sich von der Wehrmacht abzugrenzen. Dazu gehört beispielsweise, daß es ein weitreichendes Beschwerderecht gibt und als zusätzliche Institution den Wehrbeauftragten, den jeder unter Umgehung des Dienstweges jederzeit anschreiben kann, ohne daß ihm daraus ein Nachteil erwachsen darf. Zudem sind wir verpflichtet, Veranstaltungen zur Staatsbürgerkunde und zur politischen Bildung durchzuführen. Staatsbürgerkunde bedeutet leider häufig genug Vermittlung von Sachwissen, denn viele junge Leute kommen mit einem sehr rudimentären Wissen aus der Schule zu uns, und zwar ganz egal, wo sie herkommen. Die Leute aus Bielefeld sind dabei im Schnitt nicht besser gebildet als die aus Bitterfeld.

Soldaten, wie immer man das dreht und wendet, sind als Waffenträger eines Volkes grundsätzlich Leute, die eine erhöhte Verantwortung im Hinblick auf starke politische Ausschläge oder grundsätzliche gesellschaftliche Erschütterungen haben, denn gegebenenfalls könnte die Versuchung naheliegen, von solchen Möglichkeiten auch Gebrauch zu machen. Es darf nicht sein, daß eine Armee sich abkapselt, wie das die Reichswehr getan hat, und dann einer Ideologie anhängt, die mit der Staatsidee überhaupt nicht vereinbar ist. Um für solche Aspekte ein noch stärkeres Bewußtsein innerhalb der Bundeswehr zu schaffen, haben wir damit begonnen, jetzt auch ganztägige Seminare zu veranstalten, vor allem für diejenigen, die wir als Unterführer oder als Nachwuchs, zum Beispiel als Offiziersanwärter, als Praktikanten oder als Medizinstu-

dentem hier in Rostock und Greifswald haben. Diese Leute sind noch näher an den einfachen Soldaten dran, als uns selbst dies möglich ist. Wenn ein Vorgesetzter, ein Kompaniechef oder ich als Kommandeur einem Soldaten gegenübertritt, dann ist, ganz egal wie freundlich wir uns geben, ein Teil der Aura des Amtes und der Verantwortung mit dabei. Entsprechend bedeckt wird der Soldat sich halten, auch dahingehend, was er gegebenenfalls an politischen Ansichten oder Ideen im Kopf hat. Jüngere Leute dagegen, die in der Hierarchie noch nicht so hoch gestiegen sind, die als Truppenpraktikanten oder weil sie eben als Unteroffizier oder als Offizieranwärter in der Einheit auf so einem Posten sind, reden mit den Leuten auch in der Kaffeepause während der praktischen Ausbildung. Die bekommen Stimmungen eher mit, weshalb wir uns gerade ihnen gegenüber darum bemühen zu vermitteln, daß es einen bestimmten Grundkanon von Werten geben muß, die wir über Parteigrenzen hinweg bei allen Demokraten einfordern können. Ein Offizier oder Unteroffizier muß solche Werte auch offensiv vertreten, denn schließlich hat er einen Treueid auf diesen Staat abgeleistet, und bestimmte Normen gehören nun einmal zum Recht und zur Freiheit des deutschen Volkes. Das fängt damit an, daß man bestimmte Bemerkungen nicht durchgehen läßt. Man muß nicht aus jedem spontanen und unüberdachten Ausruf einen Elefanten machen und den Soldaten deswegen gleich fünf Tage im Disziplinararrest einsperren. Das ist eine unangemessene Überreaktion, zumal manche unserer jungen Soldaten auch noch nicht allzu erwachsen und allzu weit in der Persönlichkeitsbildung sind. Aber wenigstens muß man ihm sagen, daß er sich eine geschmacklose oder sinnlose Bemerkung erlaubt hat, und man muß dafür sorgen, daß man solche Stimmungen in der Truppe auch mitbekommt. Wenn die Leute während eines Biwaks abends beim Lagerfeuer nach entsprechendem Bierkonsum emotional aufgeschlossener werden und zu singen beginnen, dann kann man gut hören, was da so stimmungsmäßig hochkommt. Natürlich gibt es dann immer noch einen Unterschied zwischen solchen Stimmungen, die aus dem Bauch kommen, und der kalten Ratio, die man den Leuten im Tagesdienst abfordern kann, wo sie wissen, wie sie sich auf dem entsprechenden Gelände zu verhalten haben. Trotzdem ist es auch hier wichtig, rechtzeitig halt zu sagen, so geht es nicht. Gerade bei jungen Leuten ist die Musik ja ein Vehikel, mit dem die rechtsradikale Szene versucht, sich einzuklinken. Es gibt eine ganze Reihe entsprechender CDs, wobei es beileibe nicht so ist, daß da jemand zuhause an seinem Computer mit dem CD-Brenner einzelne Stücke erstellt, sondern Presswerke fabrizieren mit der Glasmatrix fünfzigtausender Auflagen solcher Tonträger. Gelegentlich bekommt man etwas davon mit, wenn Polizei oder Staatsanwaltschaft solche Dinge beschlagnahmen. Da blüht ein schwunghafter Handel, genauso wie mit Devotionalien der Militärvergangenheit Deutschlands, von deren Vertrieb ein ganzer Wirtschaftszweig am Leben gehalten wird. Bestimmte Leute auf dem

rechtsradikalen Spektrum verdienen kräftig damit und finanzieren so ihre Parteigründungen oder Parteitätigkeit. Und da versuchen wir einzugreifen.

Ansonsten ist wöchentlich eine Doppelstunde Unterricht, Gespräch oder Diskussion vorgesehen. Dazu gibt es monatliche Themenvorschläge, an die man sich allerdings nicht unbedingt halten muß, sei es aufgrund eines aktuellen Anlasses oder weil die Leute selbst Fragen einbringen. Dies ist ja ein Bereich, in dem es Mitbestimmung gibt. Die von den Unteroffizieren und Mannschaften gewählten Vertrauensleute müssen bei so etwas gefragt werden. Sie können mit darüber entscheiden, welche Themen behandelt werden, eine Rückkopplung ist auch durchaus erwünscht. Wie das in der Praxis funktioniert, ist von Einheit zu Einheit unterschiedlich. Bei uns im medizinischen Bereich beispielsweise können Sie die Patienten schlecht vorherplanen, und wenn mittwochs nachmittags die Bude voll ist im Sanitätsbereich, dann fällt die angesetzte Doppelstunde politische Bildung auch schon mal aus. Ähnlich ist das bei anderen Einheiten, zum Beispiel in der Marine bei der Seefahrt. Ein dichtgedrängter Kalender bei den Übungen erlaubt manchmal nur die Durchführung von Blockseminaren, wo man dann nach Berlin fährt, zum Beispiel zur Gedenkstätte deutscher Widerstand, oder auch nach Bonn in den Bundestag, um dort eine Debatte mitzuerleben und darüber zu versuchen, bei den Leuten Bewußtseinsbildung zu betreiben. Natürlich hängt das auch von den jeweiligen Vorgesetzten und von den Soldaten selbst ab. Es gibt Einheiten, in denen Sie von den Vertrauensleuten keinerlei Rückkopplung bekommen, und wo Sie viele lange Gesichter sehen, wenn Sie ankündigen, daß am Nachmittag politische Bildung auf dem Dienstplan steht. Viele Leute haben ganz andere Interessen, die Neuentwicklung des Gewehrs G 36 finden die viel spannender als politische Bildung. Die reale Spannweite ist also recht groß. Aber grundsätzlich bemühen wir uns sehr ernsthaft darum, unserem Erziehungsauftrag gerecht zu werden.

Kapitänleutnant Brinner: Der Unterschied zwischen innerer Führung und politischer Schulung kommt vielleicht am besten darin zum Ausdruck, daß wir in der NVA nicht nur Orientierung geben wollten, sondern konkret bestimmt haben, was unsere Soldaten zu denken und was sie zu wissen hatten. Wir haben nicht in die Breite informiert, sondern ein Grundlagenstudium mit den Klassikern des Marxismus-Leninismus betrieben. Dabei wurden bestimmte Thesen und Behauptungen als Wahrheiten vermittelt, und darauf haben wir unsere Richtlinien aufgebaut. Wenn ein Soldat versuchte, dort auszubrechen und andere Denkmuster anzubringen, dann war das sowieso verkehrt. Die Denkrichtung war vorgegeben. Was davon abwich, war grundsätzlich nicht gewollt. So etwas kam vor, und dann kam es auch auf den Ausbilder an, was er im Kopf hatte, wie er mit seinen Soldaten umging. Aber die Regel waren Statuten und Richtlinien

mit genauen Vorgaben, welche Themen und Inhalte wir zu vermitteln hatten. Für freigewählte Themen gab es kaum Spielräume.

Der Stundenansatz war ganz anders als heute bei der Bundeswehr. Etwa dreißig Prozent politische Schulung in der gesamten Gefechtsausbildung war normal, und es war ein absolutes Muß. Im Unterschied zu heute haben wir die Leute auch dazu befohlen, so daß die von vornherein schon keine Lust hatten, dorthin zu gehen. Es wurde sehr wenig diskutiert mit den Leuten. Wir haben bestimmte Dinge vorerzählt, und damit war die politische Schulung erledigt. Heute erlebe ich das genaue Gegenteil. Aus meiner Sicht wird im Rahmen der inneren Führung bei der Bundeswehr manchmal zu wenig bewertet. Gelegentlich müßte man den Leuten vielleicht auch mal sagen, *das* ist richtig und *so* sollten Sie denken, und *das* sind Meinungen, die nicht in das Weltbild eines Soldaten passen. Andererseits haben wir das in der NVA in der anderen Richtung völlig übertrieben, indem wir alles andere negiert haben, gesagt haben: das ist die reine Wahrheit und das der reale Sozialismus. Das ist auch nicht der richtige Weg, und zum Erfolg des Systems hat auch diese Strategie letztendlich nicht geführt.

Dr. Storck: Originalton eines Zahnarztes, der zuvor an einer Schule der Volksarmee tätig war, bevor er zu uns kam: Am Montag morgen mußten zwei Stunden politische Bildung betrieben werden an dieser Schule, um den zersetzenden Einfluß der anderen Einflüsse und Medien des Wochenendes bei den Leuten wieder wettzumachen. An einer Schule war die Gefechtsbereitschaft nicht ganz so hoch, wie das bei Herrn Brinner in der Flottille war. Das Stammpersonal konnte sich zuhause relativ frei bewegen. Offensichtlich blieb das nicht ohne Auswirkungen.

Bei uns bewegt sich die politische Bildung auch deswegen auf einem schmalen Grat, weil eine direkte parteipolitische Betätigung, Reklame oder Identifikation im militärischen Bereich verboten ist. Wir sitzen ein bißchen zwischen Scylla und Charybdis, was das eindeutige Setzen von Trennlinien und Grenzen angeht, denn natürlich besteht auch die Gefahr, daß man dann mit bestimmten in der Parteipolitik vertretenen Positionen identifiziert wird. Zwar gibt es Bundeswehrsoldaten, die in Kommunal-, Landes- oder auch im Bundesparlament als Abgeordnete sitzen. Sie können, wenn Sie sich für eine Kandidatenliste aufstellen lassen, auch angeben, daß Sie bei der Bundeswehr sind und auch ihren Dienstgrad - das gibt das Gesetz her. Aber Sie können sich nicht in Uniform politisch betätigen und schon gar nicht in der Kaserne vor ihren Untergebenen. Auch das führt dazu, daß je nachdem, wie der entsprechende Vorgesetzte das interpretiert, die Bandbreite verteilter Positionen und Äußerungen und die Art und Weise sowie die Intensität der politischen Bildung doch deutlichen Schwankungen unterliegen.

Noch eine letzte Frage zur politischen Bildung. Sie beobachten ja auch die Jüngeren, die jetzt eintreten, in den letzten fünf bis sechs Jahren. Sehen Sie da Veränderungen? Die be-

sondere Arbeitsmarktsituation in Mecklenburg-Vorpommern wurde ja angedeutet. Sehen Sie eine Tendenz, daß sich Leute, die gewisse Neigungen haben, auch gezielt bei der Bundeswehr bewerben?

Dr. Storck: Ja und ja. Einmal sieht man Veränderungen, das fällt mir besonders bei unseren Studienanfängern auf. Noch im Wintersemester 1991 oder 1992 konnte ich anhand des Auftretens, wenn die zu mir ins Zimmer kamen, genau vorhersagen: Aha, neue Bundesländer, alte Bundesländer. Das kann ich heute nicht mehr. Das hat sich soweit angepaßt, daß es sich eher um ein einheitlich generationsspezifisches jugendliches Verhalten handelt, und man höchstens noch am sächsischen oder badischen oder bayrischen Unterton raushört, wo jemand herkommt.

Das andere ist natürlich so. Man soll sich keine Illusionen machen. Es gibt Leute, die aus Neigung und weil ihnen bestimmte Dinge vorschweben, zur Bundeswehr gehen, und es gibt Leute, die gehen zur Bundeswehr, weil wir auch in der Unteroffiziers- und Mannschaftslaufbahn bestimmte zivilberuflich anerkannte Berufsausbildungen anbieten, zum Beispiel in Stralsund. Manche Leute kommen zu uns, weil sie nichts anderes bzw. nichts besseres gefunden haben. Gerade in einer Region mit hoher Jugendarbeitslosigkeit ist das durchaus verständlich. Natürlich beobachten wir mit Sorge, daß, zumindest was die Optik angeht - da muß ich vorsichtig formulieren, denn man kann von der Optik nicht automatisch auf die Gesinnung schließen -, der Zustrom von Leuten etwas zugenommen hat, die man aufgrund ihres Aussehens und ihres Verhaltens einem bestimmten Spektrum zurechnen würde. In solchen Fällen versuchen wir auch bei den Annahmestellen für freiwillige Meldungen, wo die Leute u.a. einen psychologischen Eignungstest absolvieren müssen, herauszufinden, ob und was da dahintersteckt. Natürlich kann man nie genau wissen, wie ehrlich die Bewerber in einer solchen Situation sind.

Vor einiger Zeit habe ich einen kurzhaarigen Soldaten in meinem Bereich gefragt, warum er so kurze Haare hat und manchmal so martialisch ausgefittet herumläuft, mit Doc Martens-Stiefeln, etc. Der Betreffende hat mir eine kleine Gemeinde aus dem Brandenburgischen genannt, aus einer Ecke, von der ich auch über den Landesverfassungsschutz weiß, daß es dort rechtsradikale Gruppierungen in etwas stärkerem Maße gibt, und mir gesagt: Also bei uns, da haben wir überhaupt anders keine Chance. Wenn ich nicht abends zu Hause im Viertel aufgemischt werden will, dann ist das am einfachsten, man paßt sich an. Tarnung sozusagen. Das muß also nicht immer unbedingt mit einer bestimmten inneren Einstellung zu tun haben. Aber andere Entwicklungen stimmen recht bedenklich. Wenn Sie beispielsweise hier in Rostock mal abends mit der Spätlinie der Straßenbahn durch die Stadt fahren und aus den Gesprächen junger Leute mitbekommen, daß sie einen bestimmten Jugendclub "zeckenfrei" gemacht haben, dann fangen Sie schon an zu überlegen, was da wohl dahintersteckt und wie die das gemacht haben. Wahrscheinlich nicht durch den Charme ihrer Überredungskunst.

Lieferbare Ausgaben der Reihe "Rostocker Informationen zu Politik und Verwaltung":

- Heft 1 Neue Wege der Zusammenarbeit in Süd-Ost-Asien
(Jürgen Rüland, 1994)
- Heft 2 Regionale Konflikte, Rüstungswettlauf und nukleare Proliferation in Südasien
(Christian Wagner, 1995)
- Heft 3 Argentinien nach den Wahlen vom Mai 1995. Stellungnahmen argentinischer
Wissenschaftler und Politiker aus Anlaß des Symposiums "Argentinien - Politik,
Kultur und Außenbeziehungen" vom 30.6. - 2.7.1995 in Rostock
(Peter Birle / Nikolaus Werz, 1995)
- Heft 4 Wirtschaftspartner Asien: Mecklenburg-Vorpommerns Unternehmer auf der
Suche nach neuen Märkten. Ergebnisse einer Unternehmensbefragung
(Jost Bandelin / Gerald Braun / Jürgen Rüland, 1995)
- Heft 5 The Asia-Europe Meeting (ASEM): Towards a New Euro-Asian Relationship?
(Jürgen Rüland, 1996)
- Heft 6 Wahlen in Mecklenburg und Vorpommern
(Nikolaus Werz / Jochen Schmidt)
- Heft 7 Politischer Wandel und wirtschaftliche Reformen in Indien
(Christian Wagner, 1997)
- Heft 8 Auswirkungen des Transformationsprozesses auf die Situation von Frauen
in Mecklenburg-Vorpommern
(Conchita Hübner, 1997)
- Heft 9 Canada's Asia Pacific Policy on the Eve of the APEC-Summit 1997
(Martina Zellmer-Bjick, 1997)
- Heft 10 Vom Feindbild zur Armee der Einheit - Die Bundeswehr der Einheit aus der
persönlichen Sicht von zwei betroffenen Soldaten
(Falko Brinner / Michael Storck, 1998)
- Heft 11 Tourismus und Tourismuskonzepte in Mecklenburg-Vorpommern
(Johann-Friedrich Engel, 1999)
- Heft 12 Der Wahlsieg und der Regierungsbeginn von Hugo Chávez Frías in Venezuela
(Friedrich Welsch / Nikolaus Werz, 1999)
- Heft 13 Die deutsch-französischen Beziehungen. Rückblick und aktueller Stand
(Yves Bizeul / Matthias Schulz, mit einem Aufsatz von Laurent Leblond, 2000)

...wollen, müssen Sie eine Zeit innere Medizin und Chirurgie an einem Krankenhaus ab-
...t haben.

...amt war der Personalabbau recht drastisch. Gegenüber einer Übernahmestärke von
...Personen im Januar 1991 wurde Ende 1992/Anfang 1993 ein absoluter Tiefpunkt mit
...och etwa 1.100 erreicht. Die länger dienenden Zeit- und Berufssoldaten waren von ca.
...in der Volksmarine auf etwa 300 zusammengeschmolzen. Jeder, der in die engere Aus-
...einer Übernahme kam, erhielt einen SaZ 2-Vertrag* angeboten, der im wesentlichen dazu
...sollte, in der Zwischenzeit eine auch im zivilen Bereich übliche Probezeit zu durchlau-
...außerdem wurden in dieser Zeit die vor einer endgültigen Übernahme notwendigen admi-
...rungen, insbesondere die Sicherheitsüberprüfung und natürlich auch die
...ahmen der Gauck-Behörde durchgeführt.

...gehörigen Respekt vor der Tätigkeit östlicher Nachrichtendienste. Natürlich
...efone und Dienstzimmer von Lauschabwehrtrupps überprüft, gleichwohl ist
...nate nach der Wiedervereinigung dazu gekommen, daß bei mir auch im
...itten Anlauf noch Wanzen aus dem Telefon entfernt werden mußten. Einige
...immer noch an ihre alten Dienstherren gebunden. Das ganze Kommando der
...h den eigenen Leuten hatte man nicht getraut - war von vorne bis hinten mit
...chnik ausgestattet. Auch die Admirale, selbst der Chef der Volksmarine und
...Ministers, also auch ein in der politischen Ebene der DDR relativ hoch ange-
...ar einschließlich Videoendoskopen mit Überwachungstechnik, Abhören so-
...als auch des Raums komplett ausgestattet.

Brinner: Die Wendezeit ereilte uns in Dranske. Wir sahen das im Fernse-
...ig begriffen, was da abläuft, das haben wir nicht. Und bevor sich bis zu uns
...atte, welche Auswirkungen es für uns persönlich haben würde, sind noch ei-
...Land gegangen. Währenddessen sind wir weiterhin Tag für Tag fleißig und
...gegangen. Wir waren als medizinischer Dienst ein Dienstleistungsbetrieb, und
...noch genügend Angehörige zu versorgen. Für uns war es normal, daß auch
...erten Bedingungen weitergearbeitet wurde, währenddessen im militärischen
...d jegliche Disziplin und Ordnung verloren ging.

...en setzten sich zögerlich durch. Unter den Berufssoldaten und Offizieren
...t Endzeitstimmung, verbunden mit weitverbreiteter Lethargie. Dies hatte si-
...was damit zu tun, daß das Feindbild weg war. Die Leute wußten nichts mehr
...gen, man döste in den Tag hinein, zumindest für eine gewisse Übergangszeit.

...f Zeit, 2 = 2 Jahre.